

Oliver Auge (Hg.)
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel
350 Jahre Wirken in Stadt, Land und Welt



Christian-Albrechts- Universität zu Kiel

350 Jahre Wirken in Stadt, Land und Welt

Herausgegeben von Oliver Auge

350

WACHHOLTZ
MURMANN PUBLISHERS

1. Auflage 2015

© 2015 Wachholtz Verlag – Murmann Publishers, Kiel/Hamburg

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das
gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.






Gesamtherstellung: Wachholtz Verlag
Satz und Layout: Das Herstellungsbüro, Hamburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-529-05905-6

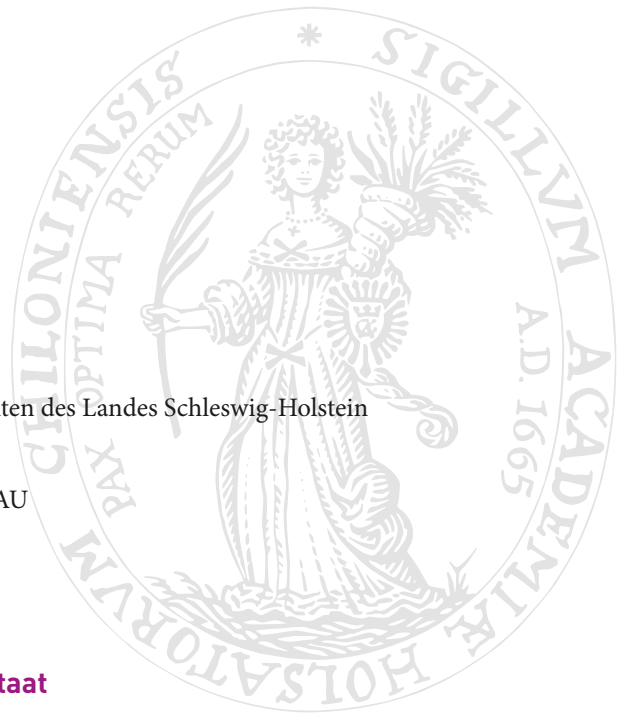
Besuchen Sie uns im Internet:
www.wachholtz-verlag.de





Inhalt

- Torsten Albig
11 Grußwort des Ministerpräsidenten des Landes Schleswig-Holstein
- Lutz Kipp
13 Vorwort des Präsidenten der CAU
- Oliver Auge
19 Vorwort des Herausgebers







Verhältnis zu Stadt und Staat

- Ulf Kämpfer
29  Lebendige Zweierbeziehung: Die CAU und die Landeshauptstadt Kiel
- Kristin Alheit
41  Die CAU und das Land Schleswig-Holstein
- Uta Kuhl
51  Wissenschaften und die Gelehrsamkeit um ihrer selbst willen – Die Gottorfer Herzöge als Förderer der Wissenschaft
- Olaf Mörke
67  Das Verhältnis von Universität und Staat im Spannungsfeld von Selbst- und Fremdbestimmung
- Swantje Piotrowski
107  Die Finanzierung der Christiana Albertina in der Frühen Neuzeit 1665 bis 1800
- Gerhard Fouquet
141  »Woher das Geld nehmen zur Verbesserung der Universität?« – Die Finanzen der Kieler Universität 1820 bis 1914



-
- Klaus Gereon Beuckers**
- 175  Gebaute Bildungspolitik. Die architektonische Entwicklung der CAU
- Oliver Auge**
- 216  Die CAU feiert: Ein Gang durch 350 Jahre akademischer Festgeschichte
- Martin Göllnitz**
- 260  »Hier schweigen die Musen« – Über die erfolgten Schließungen und geplanten Aufhebungen der Christiana Albertina
- Ludwig Steindorff**
- 277  Die Schleswig-Holsteinische Universitäts-Gesellschaft

Die Fakultäten

- Rudolf Meyer-Pritzl**
- 291  Die Rechtswissenschaftliche Fakultät
- Wolfgang J. Duschl**
- 305  Die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät
- Joseph-Alexander Verreet**
- 313  Die Agrar- und Ernährungswissenschaftliche Fakultät
- Thorsten Burkard und Markus Hundt**
- 329  Die Philosophische Fakultät
- Andreas Müller**
- 344  Die Theologische Fakultät
- Jörn Henning Wolf**
- 360  Streiflichter auf das Leistungsspektrum und wissenschaftliche Forschungsprofile der Kieler Hochschulmedizin in der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart

Michael Illert und Ulrich Stephani

- 378  Die Medizinische Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel – Im 350. Jahr

Horst Raff


- 391  Die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät

Frank Paul


- 405  350 Jahre CAU – 25 Jahre Technische Fakultät

Forschende, Lehrende, Studierende


Oliver Auge

- 425  Der Kieler Professor bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts – Eine typologische Annäherung


Swantje Piotrowski

- 451  Vom Wandel der Fakultätenhierarchie und der Entwicklung des Lehrkörpers an der Christiana Albertina in der Zeit von 1665 bis 1815

Martin Göllnitz

- 498  Forscher, Hochschullehrer, Wissenschaftsorganisatoren: Kieler Professoren zwischen Kaiserreich und Nachkriegszeit

Gabriele Lingelbach

- 528  Akkumulierte Innovationsträgheit der CAU: Die Situation von Studentinnen, Wissenschaftlerinnen und Dozentinnen in Vergangenheit und Gegenwart


Rainer S. Elkar

- 561  Beteiligung und Verantwortung – Ausschnitte einer studentischen Geschichte zu Kiel

Wilfried Müller

- 611  Die Kieler Studierendenbewegung – Eine persönliche Chronologie

Stefan Bichow

- 622  »Verfolgung und Ermordung der Universitätswürde 1968« – Die Studentenproteste an der Christian-Albrechts-Universität

Franz Hausmann

- 637  Vom »Tumult« zu einer studentischen Interessenvertretung

Lena Denecke

- 648  Der AStA der CAU von 1968 bis 2008

Steffen Regis

- 664  Von, mit, für Studierende! – Über die Studierendenvertretung der CAU in den Jahren 2008 bis 2014 und ihre Perspektiven

Jan-Peters Janssen

- 679  Leibesübungen und Sport an der Kieler Universität – von der Dänenzeit bis zur Weimarer Republik

Exzellenz im Norden


Gerd Hoffmann-Wieck

- 699  Das GEOMAR Helmholtz-Zentrum für Ozeanforschung Kiel und die Geschichte der Kieler Meereskunde

Martin Visbeck und Ralph R. Schneider

- 724  Exzellenzcluster *Ozean der Zukunft*

Denis Schimmelpfennig

- 736  Forschungsschwerpunkt Nanowissenschaften und Oberflächenforschung

Johannes Müller


- 748  Von Johanna Mestorf zur Akademie – Die Rolle von Gesellschaft, Archäologie und Landschaft an der CAU

Stefan Schreiber


- 775  Exzellenzcluster *Entzündung an Grenzflächen*

Weltwissen – Die Sammlungen

Else Maria Wischermann

- 799  Geschichte und Gegenwart der Universitätsbibliothek –
350 Jahre im Dienst der Universität


Claus von Carnap-Bornheim

- 815  Die Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen
Schloss Gottorf – Ein Essay


Anette Hüsch

- 829  Dreihundertfünfzig


Joachim Raeder

- 837  Die Antikensammlung in der Kunsthalle zu Kiel


Tobias Delfs und Martin Krieger

- 853  Das Völkerkundemuseum der CAU


Dirk Brandis und Wolfgang Dreyer

- 881  Die zoologischen Schätze der Universität – Ein Jubiläum
im Jubiläum

Andreas Villwock

- 895  Aquarium des Instituts für Meereskunde an der Universität
Kiel – Heute: Aquarium GEOMAR

Eckart Bedbur

- 907  Die Geologische und Mineralogische Sammlung

Eva Fuhry

- 915  Die Medizin- und Pharmaziehistorische Sammlung

Martin Nickol


- 926  Die Geschichte des Botanischen Gartens

Jobst Sievers und Bernhard Tillmann


- 938  Die wissenschaftliche Sammlung im Anatomischen Institut der CAU

Die CAU International


Oliver Auge und Martin Göllnitz

- 949  Kieler Professoren als Erforscher der Welt und als Forscher in der Welt: Ein Einblick in die Expeditionsgeschichte der Christian-Albrechts-Universität

Michael Müller-Wille

- 973  Rektoratsverbindungen zu den Universitäten Rostock und Greifswald sowie zu Hochschulen der Ostseeanrainerstaaten (1989 bis 1992)

Martina Schmode

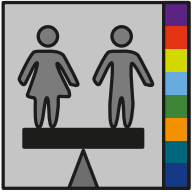
- 991  Hinter dem Horizont geht's weiter – Zur Entwicklung des International Center und internationaler Beziehungen der CAU

Sebastian Elsässer

- 1005  Wie forscht und lehrt man »international«? Das Beispiel der Orientalistik an der CAU

Anhang

- 1021 Abbildungsverzeichnis
- 1025 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren



Akkumulierte Innovationsträgheit der CAU: Die Situation von Studentinnen, Wissenschaftlerinnen und Dozentinnen in Vergangenheit und Gegenwart

von Gabriele Lingelbach

Frauen an der CAU – Der gegenwärtige Stand

Will man über »die« Frauen an der CAU etwas schreiben, so muss man zunächst definieren, welche Personengruppen eigentlich gemeint sind.¹ Denn genau genommen würde dieser Artikel zumindest für die Gegenwart etwa die Hälfte der Universitätsangehörigen zum Thema haben: Im Jahr 2011 – dem letzten, für das für alle Beschäftigungsbereiche offizielle Daten vorliegen – waren nicht nur über 53 % der Studierenden weiblichen Geschlechts, vielmehr waren auch von den 3328 Beschäftigten der Kieler Universität 1542 Frauen.² Bedenkt man zudem, dass ein bedeutender Teil derjenigen, die den Alltagsbetrieb an der Universität aufrechterhalten, wie etwa die bei entsprechenden Firmen angestellten Reinigungskräfte oder das in den Mensen arbeitende Personal, Frauen sind, dann ist die gegenwärtige Kieler Universität weiblich. Hier spiegelt sich wider, dass im Vergleich zum 19. Jahrhundert insbesondere die Verwaltungen in Deutschland einen Feminisierungsprozess durchlaufen haben. Dementsprechend sind mittlerweile beispielsweise die Sekretariatsstellen fest in weiblicher Hand. Hinzu kommt die Ausweitung von Teilzeitstellen, die größtenteils von Frauen besetzt werden.

Beides verweist allerdings bereits auf die ungleiche Repräsentation der Geschlechter auf den unterschiedlichen Status- und Einkommensstufen: So waren 2013 in der gesamten CAU von den 237 Professorinnen und Professoren der höchsten Gehaltsstufe (W3 bzw. C4) nur 11 % weiblich, bei der Gehaltsstufe darunter (W2 bzw. C3) waren es zumindest 16 %, auf der niedrigsten professo-

ralen Statusposition (W1), die allerdings zahlenmäßig kaum ins Gewicht fällt, fanden sich dann sogar 44 % Frauen.³ Insgesamt aber betrug der Frauenanteil innerhalb der Professorenschaft nur 16 %. Auch die Universitätsleitungen der CAU hatten und haben in der Regel ein männliches Gesicht, sei es in Person des Rektors / des Universitätspräsidenten, sei es in Person des Kanzlers. Allerdings gab und gibt es Ausnahmen: Von 1992 bis 1996 war die Professorin für Volkswirtschaftslehre Karin Peschel Rektorin der CAU und damit die zweite Frau, die es jemals in den Chefsessel einer deutschen Universität geschafft hatte.⁴ 2014 wurden sogar drei Vizepräsidentinnen ins Amt gewählt. Die Unterrepräsentation von Frauen in den Führungspositionen der CAU wurde aber nicht konsequent abgebaut: Sie setzt sich u. a. auf der Ebene der Dekanate bis heute fort – im Jahr 2014 wird beispielsweise keine einzige der acht Kieler Fakultäten mehr von einer Dekanin geleitet.⁵

Je weiter man aber dann die Hierarchieleiter von der Leitungsebene und der Professorenschaft aus hinabsteigt, desto höher wird der Frauenanteil an der CAU: Bei den nicht in Lehre und Forschung beschäftigten Beamten auf Lebenszeit belief er sich auf 18 %, während er bei jenen, die nur auf Zeit angestellt waren, 30 % betrug. Bei den nichtbeamteten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern lag er bei den auf Dauer Angestellten bei 27 %, bei jenen, die nur Zeitverträge hatten, bei 48 %. Entsprechend bezeichnete ein Bericht über die Umsetzung und Einhaltung des in den 1990er Jahren verabschiedeten Frauenförderplans die unteren Laufbahn- bzw. Vergütungsgruppen als eine »Frauendomäne«, die Laufbahn- bzw. Vergütungsgruppen ab dem Höheren Dienst als »Männerdomänen«.⁶ Damit ist die CAU ein Paradebeispiel für eine Institution, bei der sich die sog. »Gläserne Decke«, die Frauen vom Aufstieg in Führungspositionen abhält bzw. von der sich Frauen vom Aufstieg abhalten lassen, in besonderem Maße auswirkt. Diese Aussage gilt auch im bundesdeutschen Vergleich: An allen deutschen Universitäten zusammengenommen lag der Frauenanteil beispielsweise 2012 unter den Universitätsprofessorinnen und -professoren mit 20,4 % doch deutlich höher als die 15 % im selben Jahr in Kiel.⁷

Im Folgenden soll es nach einem vertieften Blick auf die gegenwärtige Situation u. a. darum gehen, wie dieser Kieler Rückstand in Bezug auf den Anteil von Frauen in den höheren Statusgruppen zu erklären ist. Damit wird die Aufmerksamkeit auf die Vergangenheit gelenkt, um nach jenen Barrieren zu fahnden, die den Aufstieg von Frauen erschwerten, aber auch, um den letztlich

doch deutlich zu nennenden Wandel in der jüngsten Zeit zu würdigen. Somit konzentriert sich die folgende Darstellung auf die Studentinnen, die Wissenschaftlerinnen und Dozentinnen an der CAU zu Kiel – denn leider ist die Forschungslage zu den anderen Gruppen der weiblichen Universitätsbeschäftigten katastrophal: Wir wissen kaum etwas über die Lebenswege, die Arbeitsbedingungen, die Alltagserfahrungen all der vielen Sachbearbeiterinnen, Sekretärinnen, der Geschäftsführerinnen und Angestellten in den diversen Einrichtungen der CAU in Vergangenheit und Gegenwart. Diese Lücke einer wissenschaftlich fundierten Analyse der Kieler Universität aus einer gender-(historischen) Perspektive gilt es in der Zukunft zu füllen.

Erklärungsansätze

Überblickt man die allgemeine Forschung zur aktuellen Situation von Wissenschaftlerinnen an deutschen Universitäten, so wird der überall zu konstatierende »Gender-Gap« über unterschiedliche Ansätze erklärt. Einige Publikationen nähern sich der Problematik, indem sie auf historisch gewordene und bis heute perpetuierte und wirkmächtige Geschlechterbilder verweisen: Bereits im 19. Jahrhundert sei es vor allem im Bürgertum zu einer Dichotomisierung von Geschlechtscharakteren gekommen, bei denen Männern die Bereiche der Kultur, der Rationalität, der Außenwelt mitsamt der Erwerbstätigkeit und des im Arbeitsleben vorherrschenden Konkurrenzkampfes zugewiesen wurden, während Frauen als irrational und emotional galten, weniger von kulturellen denn von natürlichen Faktoren bestimmt, vor allem für die familiäre Reproduktion geschaffen, nicht für die außerhäusliche Arbeit. Diese Zuweisung von als natürlich und damit auch unwandelbar gedachten Eigenschaften prädestinierte lediglich Männer für die wissenschaftliche Arbeit an einer Universität, waren hier doch als männlich konnotierte Eigenschaften wie »geistige Kraft, Verstand, Logik, Selbständigkeit, Sicherheit, produktive Leistungsfähigkeit, die Fähigkeit, Zusammenhänge zu erfassen, Klarheit des Urteils, [...], energisches Handeln, Verantwortung, [...] geistige Produktivität [...], Originalität und nicht zuletzt Autorität« verlangt, nicht aber unterstellte weibliche Eigenschaften und Fähigkeiten wie »Liebestätigkeit, Mitleiden, Gemütsinteressen, Rezeptivität, Hingabe, Nachahmung, Ausübung«.⁸ Da diese Konzeption von

Geschlechtscharakteren bis heute die Mentalitäten und Vorstellungswelten von Männern, aber auch von Frauen prägen, befinden sich Frauen, die eine Wissenschaftskarriere anstreben – so das Argument –, in einem ständigen Kampf gegen nur halbbewusste oder vorbewusste Vorurteilsstrukturen: Personen in Entscheidungspositionen, darunter auch Frauen, trauen Wissenschaftlerinnen bestimmte Fähigkeiten und Verhaltensweisen, die männlich konnotiert sind, weniger zu als den männlichen Kollegen, darunter Analysefähigkeit und Abstraktionsvermögen, die Freude an der wissenschaftlichen Auseinandersetzung, Durchsetzungsfähigkeit, Autorität und Charisma. Da all diese Voraussetzungen für eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere als männlich gelten, seien Männer nicht nur bei der Bewerbung auf Professuren, sondern auch bei der Konkurrenz um Forschungsgelder oder allgemeiner in Hinblick auf die Distributionsmechanismen wissenschaftlicher Reputation im Vorteil. Dass diese Konzeptionen von Geschlechtscharakteren auch in Kiel bis heute wirksam sind, zeigt sich nicht nur anhand der bereits erwähnten Unterrepräsentation von Frauen auf den höheren Statuspositionen, sondern belegt auch ein Blick auf die fakultätsbezogenen Studierendenstatistiken: Frauen studieren seltener die »harten« Fächer, die im Ruf stehen, ein hohes Maß an analytischer Fähigkeit zu verlangen, und tendieren zu »weichen« Fächern, in denen angeblich weniger Rationalität als vielmehr Kreativität, Spontaneität, emotionale Intelligenz usw. entscheidend sind. So waren beispielsweise im Sommersemester 2014 knapp 80 % der Studierenden im Fach Kunst bzw. Kunstgeschichte weiblich; der Frauenanteil in der Germanistik betrug über 70 %, dagegen fanden sich unter den Physikstudierenden nur 30 % Frauen, bei der Informatik sogar nur 17 %.⁹ Bei der Elektro- und Informationstechnik verschwanden die 27 Studentinnen geradezu zwischen den 284 männlichen Kommilitonen. Die problematische Folge dieser geschlechtsspezifischen Studienentscheidungen ist, dass wenige Frauen in den »harten« Fächern promovieren und habilitieren und daher die Bewerberfelder für die entsprechenden Professuren stark männlich dominiert sind. Berufungskommissionen können in vielen Fällen nur wenige geeignete habilitierte Kandidatinnen finden. Dies erklärt, warum auch an der CAU der Professorinnenanteil in der Philosophischen Fakultät 2013 mit 19 % höher lag als bei der Gesamtprofessorenenschaft (16 %).

Die Überlegung, dass ubiquitäre Geschlechterbilder die Berufswege von Wissenschaftlerinnen beeinflussen, greifen auch jene Studien auf, die eher die Rolle

von Netzwerken in Bezug auf geschlechtsspezifische Karriereverläufe untersuchen. Hier steht die Beobachtung im Vordergrund, dass es Akademikerinnen im Unterschied zu ihren männlichen Kollegen viel weniger gelingt, Netzwerke aufzubauen, die für den Aufstieg auf der Karriereleiter äußerst hilfreich sein können. Nicht nur gibt es zu wenige Frauen, die den weiblichen Nachwuchs aus einer gewissen Machtposition heraus auf bestimmte Stellen »hieven« können, vielmehr funktioniert auch die informelle Absprache untereinander schlechter als bei den *old boys networks* mit ihren homosozialen Loyalitäten. Dies führt bei Wissenschaftlerinnen zu einem Defizit in Hinblick auf Informationen über Handlungsoptionen und optimale Karrierestrategien, auf gegenseitige Hilfestellungen im Bereich der Reputationssteigerung, der Prestigezuweisung, der Platzierung des eigenen wissenschaftlichen Nachwuchses, der Abwehr von Konkurrenz usw. Wieder lohnt sich ein Blick auf die Kieler Statistik, die Hinweise darauf gibt, dass zumindest in den Jahren nach der Jahrtausendwende solche Netzwerkstrukturen immer noch existierten: Eine im Jahr 2004 erstellte Aufstellung schlüsselte für die vergangenen Jahre auf, wie viele Frauen und Männer sich auf Kieler Professuren beworben hatten.¹⁰ Dies waren beispielsweise für das Jahr 2004 bei den höchstdotierten Professuren (C4) 282 Männer und 58 Frauen. Aus diesem Bewerberfeld wählten die Fachkollegen 62 Männer und zwölf Frauen aus und luden sie ein, einen Bewerbungsvortrag zu halten. Von diesen Vortragenden wiederum erhielten 30 Männer einen sog. »Listenplatz«, zählten also zu den drei von den Fachkollegen als besonders »berufungsfähig« erachteten Bewerbern, aber nur noch vier Frauen fanden sich auf Listen wieder. Auf Platz 1, also auf die Position, von der aus der Bewerber den Ruf auf die Professur erhielt, schaffte es keine der 58 Bewerberinnen.¹¹ Auch in den vorangegangenen Jahren hatten die (männlichen) Kieler Professoren dazu geneigt, lieber Kollegen als Kolleginnen zu kooptieren: Die Chance, einen Listenplatz oder gar Platz 1 zu ergattern, war für Frauen stets wesentlich geringer als für Männer gewesen. Erst in den vergangenen wenigen Jahren hat sich dies geändert – mittlerweile ist der Anteil jener Bewerberinnen, die letztlich auch einen Kieler Ruf erhalten, gestiegen. Bis vor kurzem aber hatte die Philosophische Fakultät entscheidenden Anteil an der schlechten Repräsentation von Frauen innerhalb der Professorenschaft, weil sich hier besonders viele Frauen bewarben, dennoch aber meist Männer den ersten Listenplatz erhielten. Dass Frauen wiederum selbst bei starkem Bewerberinnenfeld von den Kollegen nicht ausgewählt werden, wird

u. a. mit der Befürchtung der männlichen Professoren erklärt, die Anwesenheit von Frauen auf den gehobenen Positionen ihres Faches werde zu einem Statusverlust desselben führen, was wiederum auch die berufenden Kollegen negativ tangiere: Je weiblicher ein Fach werde, desto geringeres gesellschaftliches Ansehen, desto geringeren Einfluss habe dieses.¹² Dies kam auch in einer Äußerung von Urs Baumann, der in Kiel bis 1982 den Lehrstuhl für Klinische Psychologie innehatte, zum Ausdruck, als er angesichts des hohen Frauenanteils in seinem Fach herausstellte: »Frauenstudien haben vielfach in der Öffentlichkeit geringeres Ansehen. Daher könnte das Prestige der Psychologie sinken.«¹³ Insgesamt kann die Abwehrhaltung gegen die Berufung von Professorinnen somit auch darauf zurückgeführt werden, dass die Kollegen fürchten, die Feminisierung der Professorenschaft ziehe einen Verlust gesellschaftlicher Anerkennung und Wertschätzung nach sich, wovon auch die eigene gesellschaftliche Stellung betroffen wäre.

Einige Forscher und Forscherinnen, die sich mit Rekrutierungsnetzwerken auseinandergesetzt haben, plädieren angesichts deren Wirkmächtigkeit für die Einführung einer Frauenquote, damit zumindest einige einflussreiche Positionen mit Frauen besetzt werden können, die den netzwerkbedingten Automatismus männlicher Selbstrekrutierung zumindest potenziell durchbrechen könnten. Sie argumentieren, dass erst, wenn ausreichend Professorinnen in Berufungskommissionen mitentscheiden, wenn Frauen, weil sie zentrale Professuren innehaben, auch in die Herausgebergremien von angesehenen Zeitschriften aufgenommen werden und über die Annahme oder Ablehnung von eingereichten Forschungsartikeln bestimmen, wenn Gutachterinnen über die Vergabe von Forschungsgeldern stärker mitentscheiden, wenn einige Frauen im Feld so machtvoll sind, dass man sie in den eigenen Publikationen besser zitieren sollte, um nicht Unbill auf sich zu ziehen, wenn sie über umfangreiche Entscheidungsbefugnisse und Zugriff auf die wesentlichen materiellen, sozialen und symbolischen Ressourcen des Wissenschaftssystems verfügen, dass erst dann die strukturelle Benachteiligung bzw. Missachtung von Wissenschaftlerinnen deutlicher als bisher durchbrochen werden könne. Da die männlichen Netzwerkstrukturen aber eben diesen Aufstieg von Frauen in Positionen mit Bestimmungsmacht verlangsamen, wenn nicht gar verhindern, müsse – so wird geschlussfolgert – eine Quote zumindest vorübergehend für ein Gegengewicht sorgen. Dies betonte auch eine Interviewpartnerin in einer

in den frühen 1990er Jahren erstellten Studie zur Situation von Wissenschaftlerinnen an schleswig-holsteinischen Universitäten, die auf die Frage, ob sie für die Quote sei, betonte: »Ja! Absolut! Das muß einmal durchbrochen werden. Die ist sicherlich irgendwann wieder überflüssig, wenn sich da ein paar etabliert haben.«¹⁴ Oder in den Worten der Nobelpreisträgerin Christiane Nüsslein-Vollhard: »Meiner Einschätzung nach ist aber nichts so entscheidend für einen Anstieg des Frauenanteils wie dieser selbst.«¹⁵ Hinzukommen müsse jedoch außerdem zu leistende Überzeugungsarbeit, um mehr Frauen zur Bewerbung um Professuren, aber auch um einflussreiche Positionen in der universitären Selbstverwaltung zu animieren.

Andere Studien konzentrieren sich bei der Erklärung der schlechten Repräsentation von Frauen im Wissenschaftsbereich eher auf soziostrukturelle Überlegungen und betrachten die Lebenswege von Wissenschaftlerinnen, für die entscheidend ist, dass die sehr lange Qualifikationsphase für eine (prekäre und unsichere) Karriere im Wissenschaftssystem mit der Phase potenzieller Mutterschaft zusammenfällt. Einige Frauen, die in der Vergangenheit während der Promotion oder Habilitation Kinder bekamen, brauchten etwas länger für ihre Qualifikationsarbeiten als ihre männlichen Kollegen – was ein Karriereafterteil sein kann. Bis heute ist es zudem so, dass viele Frauen davon ausgehen, dass eine wissenschaftliche Karriere mit einem Kinderwunsch weitgehend inkompatibel sei, unter ihnen entscheidet sich dann ein bedeutender Teil für eine Familiengründung und gegen eine Promotion oder Habilitation. Dafür gibt es auch für den Kieler Fall statistische Hinweise: 2013 lag der Anteil der Frauen an den Studienabsolventen und -absolventinnen bei 59 % – während des Studiums erweisen sich die Kieler Studentinnen mithin als erfolgreicher als ihre Kommilitonen, die häufiger ihr Studium abbrechen. Bei jenen Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern, die erfolgreich den Dokortitel erwerben, ist der Frauenanteil aber bereits auf 49 % gefallen. Beim nächsten Karriereschritt – der Habilitation – ist der Einbruch dann abermals deutlich: nur 40 % der Habilitierenden der CAU waren 2013 weiblich, womit die Universität Kiel in diesem Jahr (weniger ausgeprägt in den vorangegangenen) sogar ausgezeichnet dastand, lag der Bundesdurchschnitt 2013 doch bei nur 27,4 %.¹⁶ Auch in Kiel verzichten also Frauen, die davon ausgehen, dass sich akademische Karriere und Familiengründung nur schwer vereinbaren lassen, mithin oft auf die Habilitation. Will man die geringen Habilitationsraten von

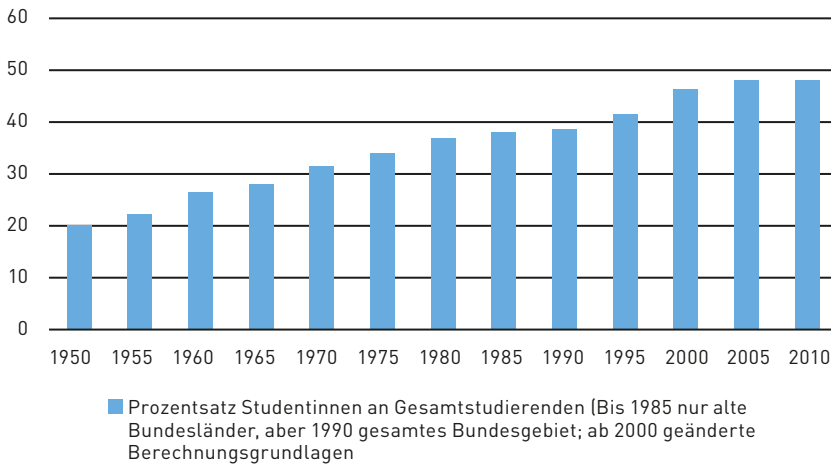
Frauen erklären, ist aber auch die im Vergleich zum männlichen »Nachwuchs« geringere Unterstützung, die Frauen von Seiten der Professoren entgegengebracht wird, von zentraler Bedeutung. Frauen, so zeigen viele Studien, werden seltener dazu ermuntert, eine wissenschaftliche Karriere einzuschlagen, sie erhalten seltener informelle und formelle Unterstützung durch Lehrstuhlinhaber, sie müssen ihre Qualifikationszeiten eher über Stipendienprogramme finanzieren als über Stellen, auf denen man sich jenes instrumentelle Wissen aneignen könnte, das für eine erfolgreiche Karriere notwendig ist. Die CAU hat dieses Manko erkannt und ein Mentoring-Programm für promovierte Wissenschaftlerinnen (*via:mento*) ins Leben gerufen, in dem letzteren durch erfahrene Professorinnen und Professoren Beratung zur Karriereplanung angeboten wird.

Die Genese des Frauenstudiums in Deutschland

Geschichtswissenschaftlerinnen und Geschichtswissenschaftler richten ihre Aufmerksamkeit, wollen sie die gegenwärtige Unterausstattung der deutschen Universitäten mit weiblichen Führungskräften erklären, naturgemäß auf die historische Tiefendimension dieses Phänomens. Und stellen heraus, dass sich gemessen an den Verhältnissen noch vor wenigen Jahrzehnten (nicht aber gemessen am eigenen Anspruch) die Entwicklung der jüngsten Vergangenheit als Erfolgsgeschichte interpretieren lässt. Allerdings war der Weg zu diesem Erfolg lang und steinig, denn bis 1900 hatten sich die bereits erwähnten Vorurteile gegenüber der Befähigung von Frauen für die wissenschaftliche Arbeit und der damit verbundene Mangel an Institutionen der höheren Mädchenbildung als kaum zu überwindende Hemmnisse erwiesen: Frauen durften sich an deutschen Universitäten erst gar nicht immatrikulieren. In Preußen und damit auch in Kiel konnten sie seit 1886 nicht einmal als Gasthörerinnen an Lehrveranstaltungen teilnehmen, dieses Verbot wurde erst 1896 wieder aufgehoben. Nun war ihnen zwar erlaubt, Vorlesungen zu hören, aber nur, wenn der jeweilige Dozent dies genehmigte. Die Seminarübungen blieben ihnen ebenso versperrt wie der Zugang zu den Seminarbibliotheken. An den deutschen Universitäten herrschte zudem eine Kultur der glorifizierten Virilität, symbolisiert durch schlagende Verbindungen und Burschenschaften, die durch die Zulassung von Frauen gefährdet schien. Abwehrmechanismen fielen hier daher besonders heftig aus.

Der verwehrte Zutritt zum Studium war gleichbedeutend mit dem Ausschluss von qualifizierten Berufen und damit auch gesellschaftlichem Einfluss. Insbesondere in Deutschland, wo akademische Berufe und Universitäten ein hohes Sozialprestige besaßen, versuchten professionelle Standesorganisationen und Professoren dieses Prestige über die Exklusion von Frauen aus der akademischen Ausbildung zu bewahren. Erst der Druck von Frauenvereinen, die sich in zahlreichen Petitionen an die zuständigen Stellen wandten, sowie die Überlegung, dass zumindest unverheiratete Frauen in der Lage sein sollten, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, aber auch das inkonsequente Verhalten, Gasthörerinnen zugelassen zu haben, Frauen jedoch die Immatrikulation zu verweigern, veranlassten die entsprechenden Ministerialbürokratien zum Umdenken: Die deutschen Einzelstaaten begannen seit dem frühen 20. Jahrhundert – und damit im europäischen Maßstab vergleichsweise spät – ihre Universitäten für Studentinnen zu öffnen.¹⁷ Den Auftakt machte Baden, das 1900/01 den Weg für Frauen zur Vollimmatrikulation freigab, Preußen ermöglichte das Frauenstudium seit 1908, womit auch die CAU potenziell für Frauen offenstand. In der Folge setzte der Zustrom von Frauen an deutsche Universitäten ein, im Wintersemester 1907/08 stellten sie 0,7%, 1913/14 bereits 6,2% der Studierenden.¹⁸ Die Motive, ein Studium zu beginnen, waren vielfältig: Neben Bildungshunger und wissenschaftlichem Interesse war es für immer mehr Frauen entscheidend, einen Beruf zu erlernen und so wirtschaftliche Selbständigkeit zu erlangen.

Der Erste Weltkrieg stellte für das Frauenstudium eine gewisse Zäsur dar, da die Lücken in den Reihen der Studierenden, die durch die Einberufungen an die Front gerissen wurden, zumindest teilweise durch Frauen geschlossen wurden. Die Weimarer Republik bot dann auch für das Frauenstudium bessere Bedingungen als das Kaiserreich: 1932/33 war vor dem Hintergrund, dass immer mehr akademische Berufe für Frauen geöffnet wurden, der Anteil der Frauen in der Studentenschaft schon auf 18,6% gestiegen. Dagegen erließen die Nationalsozialisten mehrere restriktive Maßnahmen, u. a. mussten Frauen bis 1939 vor dem Studium erst einen halbjährigen Reichsarbeitsdienst absolvieren. Der Frauenanteil verringerte sich in der Folge zunächst auf 14,7% im Wintersemester 1938/39, erhöhte sich aber wegen des Krieges auf 32% im Jahr 1941. Nach dem Krieg sank dieser Anteil zunächst deutlich, dann entwickelte sich aber ein unübersehbarer Aufwärtstrend, der sich in den späten 1960er Jahren beschleunigte.¹⁹



Diese Steigerung im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts erklärt sich über die Bildungsexpansion seit den 1960er Jahren, aber vor allem über die sukzessive Durchsetzung emanzipatorischer Forderungen sowie einen allgemeinen Mentalitätswandel, der auf eine zunehmend gleichberechtigte Bildungs- und Arbeitswelt drängte.

Anfänge und Entwicklung des Frauenstudiums in Kiel

Auch in Kiel war der Weg bildungshungriger Frauen in die Universität lang und beschwerlich.²⁰ 1892 fragte das Kultusministerium in Berlin die Landesuniversitäten und damit auch die CAU, ob das zu diesem Zeitpunkt noch gültige gesetzliche Verbot, Frauen als Gasthörerinnen oder als Studierende zu den Vorlesungen zuzulassen, aufgehoben werden sollte. Alle Kieler Fakultäten formulierten daraufhin abschlägige Antworten. U.a. verwies das Antwortschreiben der Philosophischen Fakultät auf die angeblichen biologischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern, die dazu führten, dass Frauen die Voraussetzungen zum Studium fehlten, betonte es doch, »dass den durch heilsamen Zwang der Natur [...] gesetzten physiologischen und geistig-moralischen Abstand der Geschlechter keine Erziehung [...] aufzuheben oder

auszugleichen vermag.«²¹ Außerdem würde der Unterricht gestört werden, wären die Kommilitonen doch durch die Anwesenheit des anderen Geschlechts abgelenkt. Der Rektor der Kieler Universität stellte des Weiteren heraus, ein Studium könne auch die Frauen selbst und darüber hinaus sogar die nationale Zukunft gefährden, schließlich verstoße das Frauenstudium nicht nur gegen die »Wahrheit, dass es der natürliche Beruf des Weibes ist, Gattin und Mutter zu sein«, sondern könne auch »leicht zum Schaden der Nation ausschlagen.«²² Auch die Mediziner verwiesen in ihrem Antwortschreiben auf die geistige und körperliche Minderbefähigung von Frauen, warnten vor einem Niveauverlust der Lehre, der durch die Anwesenheit von Frauen in den Auditorien drohe. Sie betonten außerdem, dass man für die männlichen Medizinstudenten nicht noch zusätzliche Konkurrenz schaffen solle – ein Argument, welches auch in späteren Krisenzeiten des akademischen Arbeitsmarktes immer wieder vorgebracht wurde und als Bestandteil einer verstärkten Exklusionsstrategie gegenüber Frauen bei Überfüllungskrisen zu werten ist.²³

Trotz dieser Ablehnung seitens der Professoren ging Preußen 1896/97 einen ersten Schritt und erlaubte Frauen, als Hospitantinnen bzw. Gasthörerinnen an den Vorlesungen teilzunehmen. Allerdings mussten die Interessierten Anträge sowohl beim Kurator der Universität als auch beim Rektor einreichen und zudem das Einverständnis der jeweiligen Dozenten einholen. Entsprechend der weit verbreiteten konservativen Grundhaltung verweigerten 56 % der angefragten Dozenten Frauen den Zutritt zu ihren Hörsälen.

Es zeigten sich dabei deutliche Unterschiede zwischen den Fakultäten: Die Mediziner und Theologen erwiesen sich als deutlich ablehnender als die Juristen und die Professoren der Philosophischen Fakultät. Einigkeit herrschte mithin nicht vor, antwortete doch beispielsweise der Kieler Professor für Alte Geschichte, Georg Busolt, 1897 auf die Frage, ob Frauen auch sein Fach studieren sollten, dass hierzu bestimmte Fähigkeiten vorhanden sein müssten: »ein lange methodisch geschulter, streng auf die Erforschung der Thatsachen gerichteter Blick, eine reife Lebenserfahrung und Menschenkenntnis, ein politisches Urteil und ein das ganze Gebiet des wirtschaftlichen, staatlichen und teilweise auch des religiösen Lebens umfassendes Wissen.«²⁴ Busolt schlussfolgerte: »Das sind Eigenschaften, die [...] eine Frau ihrer ganzen Natur nach nicht besitzen kann, so dass auch die fähigste niemals sich zum Historiker eignen wird.«

Trotz der immer noch weit verbreiteten Abwehrhaltung kamen die ersten Gasthörerinnen aber in einige der Kieler Vorlesungen hinein. Sie rekrutierten sich zumeist – wie damals allgemein üblich – aus dem Bildungsbürgertum, viele waren Lehrerinnen, ebenso viele aber Ehefrauen oder Töchter von Kieler Professoren oder höheren Beamten. Das Durchschnittsalter war anfangs recht hoch: Die Mehrheit der Hospitantinnen war über 30 Jahre alt, das Durchschnittsalter sank aber nach 1900 deutlich, ebenso wie der Anteil der verheirateten und verwitweten Frauen abnahm. Dies verweist darauf, dass im Zeitverlauf immer mehr Frauen die Kieler Hörsäle frequentierten, die sich tatsächlich auf eine akademische Prüfung vorbereiteten, während sich der Anteil derer, die das Hören von Vorlesungen eher als Freizeitbeschäftigung ansahen, verringerte. Selbiges spiegelt sich auch in den Anträgen auf Zulassung zu Vorlesungen in Kiel wider, in denen alle potenziellen Hospitantinnen in den ersten Jahren als Studienziel die allgemeine Weiterbildung, nicht aber ein konkretes Berufsziel angaben, während beispielsweise nach 1905 immer mehr Frauen schrieben, sie strebten eine Prüfungszulassung oder eine Promotion an.

In den Folgejahren setzte ein allmählicher Wandel ein: Während die Theologische und Medizinische Fakultät weiterhin interessierten Frauen mehrheitlich die Türen zu den Vorlesungssälen verschlossen, waren letztere für juristisch interessierte Frauen immer offener, während in der Philosophischen Fakultät bereits 1899 kaum noch Kollegen auf einem ausschließlich männlichen Auditorium bestanden. Die Zahl der Hospitantinnen schwankte dabei anfangs auf niedrigem Niveau: 1896/97 finden sich in den Statistiken ihrer zwölf, bis 1905 erreichte ihre Zahl aber nie mehr als 25, erst danach stiegen sie für drei Jahre deutlich an auf bis zu 59 Frauen, um dann mit der generellen Zulassung von Frauen zum Studium auf eine insignifikante Zahl abzusinken. Diesen Hospitantinnen stand im Prinzip die Möglichkeit offen, ihr Studium mit der Promotion zu beenden, was auch akzeptiert war, weil dieser Qualifikationsschritt nicht den Anspruch beinhaltet, Wissenschaft zum Beruf zu machen – 1906 wurde dementsprechend mit Malita von Rundstedt der ersten Frau in Kiel der reguläre Dokortitel verliehen.²⁵

In den Jahren nach der Zulassung von Hospitantinnen bröckelte dann auch die Abwehrfront gegen das vollwertige Frauenstudium: 1902 sprach sich der Senat der Universität mit 23 gegen fünf Stimmen bei 16 Enthaltungen für die Vollimmatrikulation von Frauen aus, vorausgesetzt, diese hätten ausreichende

Schulkenntnisse vorzuweisen. Druck kam nun auch von außen: 1907 forderte der Verband der Norddeutschen Frauenvereine von der Universität Kiel, generell die Immatrikulation von Frauen zuzulassen:

»Der Zeiten Lauf, Notwendigkeit und Neigung drängen immer mehr auch die Frau zum akademischen Studium hin. [...] Zur Promotion und zu staatlichen Prüfungen werden sie zugelassen; da muß es als Ungerechtigkeit empfunden werden, wenn man ihnen die Matrikel vorenthält und eine störend empfundene Sonderstellung aufzwingt.«²⁶

Als der preußische Gesetzgeber 1908 dieses Ansinnen dann verwirklichte, war das Kollegium sicherlich immer noch gespalten, es hatte aber in den vergangenen Jahren zunehmend Erfahrungen mit Frauen im Wissenschaftsbetrieb gemacht, denn seit der Jahrhundertwende kam es zu den ersten Ansätzen der bereits genannten Feminisierung der Universität: Nicht nur Hospitantinnen, sondern auch Sekretärinnen, Bibliotheksangestellte, weibliche wissenschaftliche Hilfskräfte begannen, die Flure der Universität zu frequentieren. Auch dies führte zur Einsicht, dass die bisher aus der Anatomie und der Physiologie abgeleiteten Vorurteile gegen das Frauenstudium nicht mehr haltbar waren: Eigene Alltagsbeobachtungen bestätigten die Meinung jener Wissenschaftler, die sich gegen biologistische Behauptungen von der intellektuellen Minderbefähigung des weiblichen Geschlechts wandten und langsam die Diskurshoheit gewannen. Insofern war die Anwesenheit vollimmatrikulierter Studentinnen in Kiel nach 1908 wohl keine Sensation mehr: Von lediglich drei Frauen, die sich 1908 / 09 vollwertig immatrikulierten (also nicht mehr nur als Hospitantinnen), stieg die Zahl im letzten Semester vor dem Krieg auf 52 (bei insgesamt 1847 Studierenden), wenn diese Entwicklung auch hinter der des Deutschen Reiches zurückblieb.²⁷ Ihre Zahl war nun aber auch in Kiel groß genug, um einen Studentinnenverein ins Leben zu rufen.

In dieser Anfangsphase des Frauenstudiums in Kiel stand seit 1908 vor allem das Medizinstudium hoch im Kurs: Bis 1916 schrieben sich insgesamt 163 Frauen in der Medizinischen Fakultät ein, was einen Anteil von 45 % aller Studentinnen in diesem Zeitraum ausmachte.²⁸ Der hohe Anteil erklärt sich aus der traditionellen Zuordnung pflegender und helfender Tätigkeiten in die weibliche Zuständigkeit, was die Schwelle für diese Studienentscheidung verringerte.

Hinzu kam, dass die deutsche Gewerbeordnung die Ausübung der »Heilkunst« von Frauen explizit zuließ, selbige also nach einem Medizinstudium Geld in ihrem Beruf verdienen konnten. Die traditionellen Geschlechterrollen führten sicherlich auch dazu, dass sich im genannten Zeitraum nur 17% der Studentinnen für ein naturwissenschaftliches Studium in Kiel entschieden, während ein Drittel Geistes- und Kulturwissenschaften bevorzugte, auch weil Lehrerinnen nun die Universitäten frequentierten, um dort die Befähigung für das höhere Lehramt zu erwerben. Dass die Rechtswissenschaften ihrerseits kaum Frauen anzogen, lag dagegen vor allem an den schlechten Zukunftsaussichten, da der Beruf der Richterin bzw. der Anwältin nicht existierte: Erst seit 1922 war es Frauen überhaupt erlaubt, Ämter in der Rechtspflege wahrzunehmen.

Die Mehrheit der vor dem Ersten Weltkrieg in Kiel immatrikulierten Studentinnen hatte bereits zuvor an einer anderen Universität studiert und schrieb sich dementsprechend gleich ins zweite, dritte oder noch höhere Semester ein. Attraktiv scheint das Kieler Studium für sie allerdings nicht gewesen zu sein: Über die Hälfte der Studentinnen verließ die Universität bereits nach einem Semester wieder, viele davon setzten ihr Studium an anderen Universitäten fort. Über die Gründe der hohen Fluktuation lässt sich nur spekulieren, denn über die Alltagserfahrungen dieser ersten Studentinnengeneration wissen wir kaum etwas. Bekannt ist, dass die Kieler Ortsgruppe der Deutschen Akademischen Freischar eine der lediglich zwei lokalen Zusammenschlüsse dieser Studentenvereinigung in ganz Deutschland war, die keine Frauen zuließen, und dass Frauen in Kiel auch die universitären Sportaktivitäten verschlossen blieben. Doch auf Ablehnung seitens vieler männlicher Kommilitonen trafen die Studentinnen sicherlich nicht nur in Kiel.

Der Erste Weltkrieg bedeutete auch für die Studentinnen in Kiel einen gewissen Einschnitt, da die an die Front beorderten Studenten zumindest teilweise durch Studentinnen ersetzt wurden, deren Anteil während des Krieges zwischen 12% und 20% schwankte. In der Weimarer Republik wurde das Frauenstudium an der CAU fast zu einer Normalität, in den frühen 1930er Jahren war jeder fünfte bis sechste Studierende weiblich.²⁹ Der soziale Hintergrund der Studentinnen änderte sich dabei kaum: Weiterhin dominierten die Töchter aus bildungsbürgerlichem Hause, Kaufleute, Unternehmer oder Gutsbesitzer schickten ihre Töchter deutlich seltener an die Kieler Universität, Studentinnen mit proletarischem Hintergrund waren – soweit sich dies feststellen

lässt – inexistent.³⁰ Weiterhin war zudem die überwältigende Mehrheit der Kieler Studentinnen ledig.

Die Universitätsleitung war sich in der Weimarer Republik der Wichtigkeit des weiblichen Klientels durchaus bewusst, setzte sich der Rektor 1928 doch beispielsweise für den von Studentinnen vorgebrachten Vorschlag ein, ein Studentinnenheim mit Küche, Waschküche und Aufenthaltsraum zu gründen, wo den Frauen auch Ruhe und Raum für ihre Lese- und Schreibtätigkeit gegeben werden sollte. Hierfür stellte die Universität sogar finanzielle Mittel zur Verfügung. Die Selbstorganisation fasste ebenfalls weiter Fuß: So tagten 1919 in Kiel Studentinnenversammlungen, die eine eigene Vertretung wählten. Bereits zwei Jahre zuvor war ein Kieler Zweig der Deutschen Vereinigung Studierender Frauen ins Leben gerufen worden, in welchem sich entsprechend gesonnene Frauen in gemeinsamen Bibelstunden oder Diskussionen über religiöse Fragen untereinander vernetzten. Auf katholischer Seite folgte 1927 die Studentinnenvereinigung Sliaswig. Auch einer der Rudervereine rekrutierte sich ausschließlich aus der weiblichen Studierendenschaft der örtlichen Universität. Besonders aktiv war der 1928 gegründete Bund Deutscher Studentinnen, ein auf völkischer Grundlage aufbauender Verein, der sich der Interessenvertretung der Kieler Studentinnen widmete.

Frauen waren darüber hinaus an gemischtgeschlechtlichen Organisationen beteiligt, auch an den unrühmlichen: So waren Frauen in der 1927 ins Leben gerufenen Ortsgruppe Kiel des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes aktiv, und 1931 erhielt der Rektor einen Antrag auf Zulassung der Arbeitsgemeinschaft Nationalsozialistischer Studentinnen, der prompt genehmigt wurde und die Nachfolge des mitgliederschwachen Bundes Deutscher Studentinnen beanspruchte. Im Kieler Studentinentagesheim konnten sich seitdem Nationalsozialistinnen erholen, darunter auch die spätere Reichsleiterin der NS-Frauenschaft, Lydia Gottschewski. Nach der sog. »Machtergreifung« blieb die Arbeitsgemeinschaft Nationalsozialistischer Studentinnen auch in Kiel aktiv: Sie organisierte Vortragsveranstaltungen, Schulungsabende, Sanitätskurse, hielt den Kontakt mit den Partnerorganisationen an anderen deutschen Universitäten. Ihr Durchdringungsgrad war hoch: Von den 176 Studentinnen, die 1937 in Kiel immatrikuliert waren, waren immerhin 75 Mitglied in der Arbeitsgemeinschaft, was deutlich über dem reichsweiten Durchschnitt lag.

Über die Zeit nach 1945 wissen wir wegen mangelnder Forschungen zum Kieler Frauenstudium der letzten Jahrzehnte und wegen der Unzugänglichkeit entsprechender Quellen deutlich weniger als über die Anfangsphase.³¹ Offensichtlich ist die Feminisierung der Studierendenschaft: 1948/49 waren 17,7 % der Studierenden weiblichen Geschlechts, zehn Jahre später 22,1 %, 1968/69 wiederum etwas über 24 %, eine Dekade später 36,5 %, Mitte der 1980er Jahre überstieg der Anteil die 40 %-Marke, heute ist mehr als die Hälfte der Studierendenschaft weiblich. Doch auch in der Nachkriegszeit existierten in Kiel weiterhin Vorbehalte gegen das Frauenstudium: So berichteten Zeitzeugen, dass es noch in den 1960er Jahren Kieler Professoren gab, die Studentinnen von ihren Lehrveranstaltungen ausschlossen. Ebenso blieben die bereits dargelegten Vorstellungen zu den Geschlechtscharakteren in Kiel dahingehend wirksam, dass sich die Studentinnen in einigen wenigen »weichen« Fächern konzentrierten: 1950 betrug der Anteil der Studentinnen in den Naturwissenschaften beispielsweise 15,2 %, in den Geisteswissenschaften aber 25,3 %. 1970 lauteten die respektiven Zahlen 19,7 % und 45,9 %.³² 1984/85 hatte sich wiederum jede dritte Studentin in der Fächergruppe Philosophie/Geisteswissenschaften eingeschrieben, aber nur etwa jede fünfte in jener der Mathematik und Naturwissenschaften, wobei Frauen besonders selten Informatik oder Physik als Studienfächer wählten, lehramtsbezogene Fächer wie Biologie dagegen attraktiver fanden. Der Prozentsatz jener Frauen, die nach dem Studium eine Promotion anstrebten, war im letztgenannten Jahr mit 38,1 % geringer als ihr Anteil an den Studierenden, wenn auch der Unterschied nicht mehr allzu groß war.

Karrierestufe Habilitation

Lenkt man den Blick fort von den Studentinnen hin zu den Wissenschaftlerinnen an den Universitäten, so ist wiederum ein Datum von entscheidender Bedeutung: Seit dem Beginn der Weimarer Republik durften sich Frauen in Deutschland habilitieren, mit diesem weiteren Qualifikationsnachweis nach der Promotion wurde zumindest im Prinzip der Weg auch für eine Universitätskarriere bis zur Professur frei.³³ Seit 1920 und bis 1933 erhielten 148 Frauen in Deutschland die *Venia Legendi*, während der nationalsozialistischen Diktatur sank die Zahl auf 41, um danach deutlich anzusteigen: Von 1945 bis 1970

erhielten in Westdeutschland 292 Frauen die Habilitationsurkunde, die meisten in den Geistes- und Kulturwissenschaften, viele aber auch in der Medizin. Dieser Aufwärtstrend setzte sich fort: In der ersten Dekade nach der Jahrtausendwende stammten knapp 4500 Habilitationen aus weiblicher Feder, die damit knapp 22 % aller Qualifikationsschriften dieser Ebene ausmachten.³⁴

In Kiel waren anfangs die Widerstände gegen die Habilitation von Frauen groß. So hatte die Medizinische Fakultät auf Anfrage des zuständigen Ministeriums, ob eine Frau zur Habilitation zugelassen werden solle, 1907 geantwortet:

»Wir halten es für erforderlich, daß grundsätzlich die Habilitierung von Damen auf höchst seltene Ausnahmefälle beschränkt bleibt; bei einer irgendwie laxen Handhabung der Zulassung würde sich [...] sonst voraussichtlich der Zudrang steigern und es würde die Masse der habilitierten Damen dann die Unterrichtsverwaltung auf Wege weiter drängen, welche der Tradition der deutschen Universitäten widersprechen und welche wir für unheilvoll ansehen würden.«³⁵

Erst 1926/27 vergab die Kieler Universität erstmals die *Venia Legendi*, dann aber gleich an zwei Frauen: an die Geschichtswissenschaftlerin Ermentrude von Ranke und die Literaturhistorikerin Melitta Gerhard. Dabei blieb es dann aber auch eine ganze Zeit lang. In den frühen 1940er Jahren folgten ihnen einige wenige Frauen nach, wobei eine Rolle gespielt haben könnte, dass die kriegsbedingt schwierige Personalsituation die Hürde für die Qualifikation von Frauen senkte. Doch die Zahl der von Frauen erworbenen Habilitationen blieb in Kiel auch nach dem Zweiten Weltkrieg weiterhin gering: Irmgard Schlotfeldt-Schäfer zählte lediglich vier Frauen, die zwischen 1945 und 1970 in Kiel die *Venia Legendi* erteilt bekamen.³⁶ Zwischen 1980 und 1991 lag der Frauenanteil unter den Habilitanden der CAU nur bei 4,4 %, was 14 Wissenschaftlerinnen entsprach. Im Jahr 1995 erhielt neben den 21 Männern nur eine einzige Frau die Urkunde, im Jahr 2000 lag das Verhältnis bei 35 zu 13, 2005 bei 42 zu 4.³⁷ 2011 habilitierten sich wiederum elf Frauen, damit wurde etwa jede dritte Habilitationsurkunde an eine Frau vergeben. Diese Zahlen belegen, dass die CAU den weiblichen Nachwuchs weiterhin auf dem Weg zur Habilitation »verliert«, denn der Anteil der promovierenden Frauen lag stets höher als jener der Habilitandinnen. Die Gründe hierfür waren und sind in Kiel keine anderen als

im Rest der Republik (s. o.), potenzieren sich hier im Norden aber angesichts der geringen Repräsentation von Frauen in den oberen Statusgruppen, wie die Aussage einer Nachwuchswissenschaftlerin aus der Rechtswissenschaftlichen Fakultät Mitte der 1980er Jahre belegt, die betonte, dass ihr die Entscheidung für eine Universitätskarriere schwerfalle, da »man als Frau keine Identifikationsmöglichkeiten hat, wenn der Lehrkörper nur aus männlichen Professoren besteht.«³⁸ Auch in Kiel bestätigte sich mithin, dass es Frauen in Führungspositionen und damit auch als Vorbilder geben muss, um den Frauenanteil insgesamt zu erhöhen.

Der Weg zur Professur

Ganz allmählich fanden Frauen nicht nur als Zuhörerinnen, sondern auch als Vortragende in den deutschen Hörsälen Einlass. 1908 lehrte die erste Frau an einer deutschen Hochschule, wenn auch mit der städtischen Handelshochschule in Mannheim noch an einer peripheren Institution. 1923 wurden die ersten Dozentinnen gegen den Widerstand ihrer Fakultäten als Professorinnen und Lehrstuhlinhaberinnen berufen. 1931 war die Zahl der Dozentinnen auf 63 gewachsen, allerdings fanden sich darunter nur zwei ordentliche Professorinnen. Hinzu kamen drei außerordentliche und 13 außerplanmäßige Professorinnen, während die anderen als oft unbezahlte Lehrbeauftragte oder Dozentinnen angestellt wurden. Die nationalsozialistische Verfolgung traf dann aber auch diese wenigen weiblichen Lehrkräfte hart: Von den im Jahr 1933 an deutschen Universitäten lehrenden 73 Wissenschaftlerinnen mussten 16 aufgrund ihrer jüdischen Herkunft und/oder ihrer politischen Haltung in die Emigration gehen, insgesamt wurden 30 Frauen ihres Postens enthoben. Hier wurde der Beginn einer institutionellen Erfahrung und Netzwerkbildung unter Wissenschaftlerinnen unterbrochen, so dass nach 1945 nicht an entsprechende Traditionen angeknüpft werden konnte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und mit der Gründung der beiden deutschen Staaten war die Zahl der lehrenden Frauen in der DDR 1949 auf 97, in der Bundesrepublik auf 139 gestiegen, doch noch immer ließen sich die ordentlichen Professorinnen in beiden Staaten zusammengenommen nahezu an einer Hand abzählen – Frauen wurden folglich weiterhin vor allem als Lehrbeauftragte ein-

gestellt, waren damit kaum oder gar nicht entlohnt,³⁹ während sich nur sehr wenige Frauen auf einer verbeamteten Stelle und damit in einer finanziell abgesicherten Position wiederfanden.⁴⁰ 1960 betrug der Anteil von Professorinnen an der bundesdeutschen Professorenschaft 2,3 %, 18 Frauen hatten zu diesem Zeitpunkt einen Lehrstuhl inne, sie machten aber nur 1,7 % aller weiblichen Lehrkräfte aus – für die übergroße Mehrheit der habilitierten Frauen war die Privatdozentur oder die außerplanmäßige Professur mithin die höchste Stufe, die sie im Wissenschaftssystem erreichen konnten.⁴¹ Bei den ordentlichen Professuren aber zogen Männer in führenden Positionen Männer nach, die Außenseiterstellung der Dozentinnen dauerte also nach dem Krieg fort.

Allerdings stieß diese Abwehrhaltung zunehmend auf Widerstand, denn der Aufstieg der Neuen Frauenbewegung und die sukzessive Umsetzung emanzipatorischer Forderungen wurde von einem Perspektivwechsel auch bei den Akademikerinnen selbst begleitet: Die geringe Repräsentanz von Frauen im Wissenschaftsbetrieb wurde nicht mehr auf einen eigenen Mangel an intellektuellen Fähigkeiten und weniger auf weibliche Verhaltensdispositive zurückgeführt, sondern es wurde, wie es in einem Text aus dem Jahr 1983 hieß, vielmehr betont, dass die Gründe hierfür »in dem durch patriarchalische Strukturen, Vorurteile und vor allem auch Konkurrenzinteressen geprägten Wissenschaftsbetrieb selber liegen.«⁴² Der allgemeine gesellschaftliche Wandel, die bildungsbezogenen Aktivitäten engagierter Feministinnen, insbesondere aber die Bildungs- und Universitätsreformen vor allem der 1970er Jahre brachten einen gewissen Durchbruch dahingehend, dass die Zahl der Dozentinnen und auch der Professorinnen an westdeutschen Universitäten stieg, so wird ihr Anteil für die Jahre 1980 bis 1990 mit etwa 5,5 % angegeben.⁴³ Besonders seit den 1990er Jahren war abermals eine deutliche Zunahme zu verzeichnen. In wachsendem Maße fanden sich nun auf den Lehrstühlen auch verheiratete Frauen mit Kindern wieder, der Nexus zwischen akademischer Karriere und Zölibat und / oder Kinderlosigkeit wurde unterbrochen.

Was für die gesamtdeutsche Entwicklung in Hinblick auf die universitären Karrieremöglichkeiten gilt, trifft weitenteils auch auf den Kieler Fall zu. Hier war Johanna Mestorf die erste Frau, die als Wissenschaftlerin an der Universität tätig war. Ihre Karriere war eine Ausnahme, wurde sie doch, obwohl sie nie ein reguläres Universitätsstudium hatte absolvieren können, 1891 zur Direktorin des Museums vaterländischer Alterthümer in Kiel ernannt.⁴⁴ Damit leitete sie

ein Institut, in dem sie seit 1873 als Kustodin gearbeitet und sich intensiv wissenschaftlich betätigt hatte, weswegen sie als geeignet galt, 1891 die Nachfolge ihres verstorbenen Vorgesetzten anzutreten. Zu ihrem 70. Geburtstag verlieh die Kieler Universität ihr den Professorentitel – angesichts des hohen Alters der so Geehrten eher eine Geste der Anerkennung für ihre bisherigen Leistungen als eine gleichberechtigte Aufnahme in das Kollegium, zumal Johanna Mestorf nicht Teil des Lehrkörpers wurde. Die Verleihung des Professorentitels an die verdiente Museumsdirektorin blieb indes eine Ausnahme, denn sofern Frauen in Kiel in den folgenden Jahrzehnten in den wissenschaftlichen Bereich aufgenommen wurden, erhielten sie in erster Linie Positionen als wissenschaftliche Hilfskräfte. Im Ersten Weltkrieg vertraten dann einige Assistenzärztinnen ihre zum Kriegsdienst eingezogenen Kollegen, jenseits der Medizinischen Fakultät stellten noch das Mineralogische Institut und das Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft je eine Assistentin ein.

Die erste reguläre Dozentin trat in Person der Historikerin Ermentrude von Ranke erst 1926 ihren Posten an und zwar als Dozentin für Geschichte und Staatsbürgerkunde an der neuen Kieler Pädagogischen Akademie. Sie hielt ab 1927 auch Vorlesungen an der CAU – dass sie eine Enkelin des berühmten Historikers Leopold von Ranke war, spielte bei dieser Ernennung sicherlich eine Rolle. Allerdings verließ sie Kiel kurz darauf wieder, ihrem frisch ange-
trauten Ehemann nach Dortmund folgend. Es folgte 1927 Melitta Gerhard als Privatdozentin für Literaturgeschichte, die erste Frau in Deutschland, welche die akademische Lehrbefugnis für deutsche Literaturgeschichte erhielt – allerdings bezog sie für ihre Lehrveranstaltungen, wie bei Privatdozenten damals üblich, kein Gehalt, so dass sie ihren Lebensunterhalt durch Schulunterricht verdienen musste. Eine Professur erhielt sie nicht, verlor 1933 aufgrund ihrer jüdischen Herkunft sogar noch die Kieler Lehrbefugnis und entschied sich für die Emigration in die USA. Ebenfalls 1927 kam Coralie t’Hoen als Lektorin für Niederländische Sprache nach Kiel, ein Jahr darauf noch Marie Wunsch als Lektorin für Alte Sprachen. 1934 begann Anna Amalie Abert am Musikwissenschaftlichen Institut als unbezahlte Volontärassistentin zu arbeiten, ab 1940 wurde sie als wissenschaftliche Hilfskraft von der CAU sogar bezahlt. Noch im Krieg erhielt sie nach der Habilitation den Status als Privatdozentin, 1950 jenen der außerplanmäßigen Professorin. Ein Ordinariat aber errang sie trotz eines umfangreichen wissenschaftlichen Werkes nie. Dass in Kiel ein Pro-

fessorentitel an eine Frau vergeben wurde, kam mithin nur äußerst selten vor, 1944 schaffte dies mit Gertrud Savelsberg eine Wirtschaftswissenschaftlerin, die zur außerordentlichen Professorin ernannt wurde. Sie lehrte und forschte an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät, bevor sie 1949 zur stellvertretenden Direktorin der Bibliothek des Instituts für Weltwirtschaft ernannt wurde. Ermuntert wurden die Kieler Frauen sicherlich nicht, eine Universitätskarriere zu verfolgen. U. a. erinnerte sich eine Biologin, dass den drei promovierten Kandidatinnen, die 1932 das Assessor-Examen bestanden hatten, gesagt wurde: »Meine Damen, für Sie sind keine Stellen da. Am besten ist, Sie werden Kindergärtnerin.«⁴⁵ Von den wenigen, die es geschafft hatten, in Kiel zumindest die ersten Stufen der Karriereleiter zu erklimmen, wurden zudem während des Nationalsozialismus mehrere ins Exil gezwungen, nicht nur Melitta Gerhard, sondern auch Aenne Liebreich, der die Assistenz in der Kunstgeschichte entzogen wurde und die sich im französischen Exil aufgrund der Ausweglosigkeit ihrer Situation das Leben nahm.

Betrachtet man die Karrieren jener Frauen, die sich in Kiel qualifizierten und eine wissenschaftliche Laufbahn einschlugen, oder jener Frauen, die an anderen Universitäten promoviert worden waren bzw. sich habilitiert hatten und in Kiel eine Stelle erhielten, so ähneln deren Lebensläufe jenen ihrer akademischen Geschlechtsgenossinnen in ganz Deutschland: Die meisten entstammten einer bildungsbürgerlichen Familie, die meisten blieben zeitlebens unverheiratet. Obwohl ihre Publikationslisten in der Regel umfangreich waren und sie neue Forschungsfelder betraten, haben sie, so die Autorinnen einer Studie zu den ersten Wissenschaftlerinnen der CAU, nie »viel Aufhebens von sich gemacht«⁴⁶ – anders ausgedrückt, haben sie die Regeln des wissenschaftlichen »Selfpromoting« nicht beherzigt. Sie blieben Randerscheinungen der deutschen Wissenschaftslandschaft, ohne Schülerkreis, der ihr Renommee hätte mehren können. In Nachrufen pries man zwar durchaus ihre wissenschaftlichen Leistungen, hob aber auch stets auf ihren Geschlechtscharakter ab, wenn man zusätzlich noch typisch weibliche Fähigkeiten wie Einfühlungsvermögen oder Charme in den Laudationes für erwähnenswert hielt.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg änderten sich die Bedingungen für Wissenschaftlerinnen in Kiel zunächst kaum. Lilli Martius vertrat nur kurzfristig die Professur für Kunstgeschichte, da kein männlicher Kandidat disponibel war. Letzterer fand sich aber und wurde bald darauf berufen, Lilli Martius wurde

stattdessen 1947 zur Kustodin der Kunsthalle ernannt. Für das Jahr 1952 ermittelte dann eine statistische Erhebung für das weibliche Lehrpersonal der Kieler Universität folgenden Stand: eine Honorarprofessorin, eine außerplanmäßige Professorin, eine Privatdozentin und drei Lektorinnen, die zusammen 3,3 % des gesamten Lehrpersonals der CAU ausmachten. Damit zeichnete sich schon damals ab, dass Kiel im bundesdeutschen Vergleich ins Hintertreffen geriet, landete die CAU bei dieser Erhebung doch auf dem fünftletzten Platz aller bundesdeutschen Universitäten.⁴⁷ So stießen auch die in den späten 1950er Jahren unternommenen Versuche, die Literaturwissenschaftlerin Anni Meetz, die sich 1944 in Kiel habilitiert hatte und seitdem als Privatdozentin an der CAU lehrte, ihren Lebensunterhalt aber im Schuldienst verdienen musste, dauerhaft an die Universität zu binden, zunächst auf Bedenken. 1959 wurde sie zumindest zur dotierten »Wissenschaftlichen Rätin und Professorin« ernannt. Einen Ruf auf eine ordentliche (und damit auch verbeamtete) Professur erhielt sie aber wiederum nicht. Dass eine Frau eine solche Position erhielt, geschah in Kiel erst 1966, als die Juristin Hilde Kaufmann zur ordentlichen Professorin ernannt wurde, später also als an vielen anderen bundesdeutschen Universitäten. Während diese Berufung (der erstplatzierte Mann hatte die Stelle nicht genommen) gegen den Willen des zuständigen Kultusministeriums mit einer Frau besetzt wurde, war es 1989 die Kultusministerin, die entgegen dem Vorschlag der zuständigen Berufungskommission die erste Frau auf eine C4-Professur berief.⁴⁸ Doch den ersten Schritten folgten in Kiel in den anschließenden Jahrzehnten kaum weitere: Noch 1991 waren nur fünf von 302 Professoren bzw. leitenden Oberärzten weiblichen Geschlechts – das entspricht einer Quote von 1,6 %.⁴⁹

Von Vorurteilen und Alltagserfahrungen an der CAU in der Nachkriegszeit

Die geringe Repräsentanz von Wissenschaftlerinnen war auch auf die Vorurteile der männlichen Kieler Professorenschaft zurückzuführen. Mitte der 1950er Jahre befragte Hans Anger Professoren u. a. der Universität Kiel zu diesem Thema und fand heraus, dass nicht nur weiterhin zwei Drittel der Befragten dem Frauenstudium kritisch gegenüberstanden und sogar 79 % der Anwesenheit weiblicher Dozenten an Universitäten eine ablehnende Haltung entgegen-

brachten,⁵⁰ sondern auch, dass weiterhin biologistisch argumentiert wurde und die angebliche intellektuelle Minderbefähigung von Frauen auf ihre von der Natur vorgegebenen, unverrückbaren »Wesenseigenschaften« zurückgeführt wurde: Frauen seien zwar oft fleißiger und gewissenhafter und könnten auch gut auswendig lernen, verfügten aber über weniger Abstraktions- und Kritikvermögen, Erfindungsgabe, Kreativität als die Männer und seien nicht selbstständig, aktiv und initiativ genug usw.⁵¹ Für eine universitäre Karriere seien sie darüber hinaus wegen ihrer mangelnden Autorität und geringen physischen Belastbarkeit nicht geeignet. Dementsprechend betonten auch noch zu diesem Zeitpunkt viele der Befragten, wissenschaftliche Tätigkeit widerspreche der biologischen Bestimmung der Frau. Falls eine Frau eine wissenschaftliche Karriere verfolge, liege dies, so das damalige Vorurteil, an ihrer physischen Unattraktivität, die sie zur Ehelosigkeit verdamme: »weibliche Hochschullehrer sind immer häßlich; wenn sie hübsch wären, wären sie geheiratet worden.«⁵² Insgesamt wurde die Abwesenheit von Frauen in den Hörsälen mithin meist diesen selbst, nicht aber den Vorurteilen der Professoren oder den Strukturen der Institution »Universität« zugeschrieben.

Interviews mit Kieler Wissenschaftlerinnen unterstreichen, dass auch in den 1980er und 1990er Jahren Vorurteile bzw. diskriminierende Verhaltensweisen an der Tagesordnung waren.⁵³ Studentinnen berichteten, dass die aussichtsreicheren Hilfskraftstellen an männliche Kommilitonen gingen, während sie selbst für den Status des sog. »Edel-Hiwis« seltener rekrutiert wurden. Nachwuchswissenschaftlerinnen der CAU gaben wiederum zu Protokoll, dass sie sich häufiger als ihre Kollegen auf Stellen wiederfanden, die über lediglich zuarbeitende Tätigkeit definiert waren. Einige berichteten von den enormen Schwierigkeiten, die es bereitete, parallel zur beruflichen Karrierearbeit Kinder großzuziehen und den auch in den 1980er Jahren noch eindeutig dem weiblichen Part zugeschriebenen sog. »familiären Pflichten« nachzukommen. Dies gaben einige als Grund an, auf eine weitere Wissenschaftskarriere verzichten zu wollen. Hinzu kam aber auch eine als kompetitiv und »männlich« geprägt empfundene Atmosphäre: »Männer haben eine andere Gesprächsform – es herrscht einfach ein anderer Ton, der mir nicht liegt. Ich habe einfach keine Lust, da mitzuhalten, wenn die [Männer] ihre Sprüche ablassen.«⁵⁴ Bemerkenswert wurde auch die stärkere rhetorische Präsenz, das agonale Verhalten im wissenschaftlichen Austausch und die strategischere Form des Publizierens der

Kollegen. Außerdem hatte eine der Befragten den Eindruck, dass Frauen mehr leisten müssten als ihre männlichen Kollegen: »Auch heute noch werden die Frauen, die an einer Dissertation arbeiten, kritischer betrachtet als Männer. Es wird strenger geprüft, ob man als Frau wissenschaftlichen Ansprüchen genügen kann, ob die Argumentation logisch ist.«⁵⁵ Darüber hinaus hatten sie in wissenschaftlichen Diskussionen den Eindruck, dass die Meinung ihrer Kollegen als wichtiger erachtet wurde als die Wortbeiträge von Kolleginnen, so wie insgesamt an sie andere Maßstäbe angelegt werden würden, wenn etwa argumentative Durchsetzungsfähigkeit bei Männern positiv konnotiert, bei Frauen hingegen kritisch beäugt werde. Interviewpartnerinnen sprachen zudem davon, bei ihrer Forschung für die Qualifikationsarbeit weniger intensiv betreut worden zu sein, als dies bei ihren männlichen Kollegen der Fall gewesen war. Die Universitäts-Frauenbeauftragte berichtete wiederum von Vorurteilen gegenüber angeblichen »Quotenfrauen«: »So höre ich nach wie vor von manchen Männern den Vorwurf, du wirst ja sowieso nur etwas, wenn du eine Frau bist – weniger bei den älteren Herren als bei den jüngeren, die mit Frauen um Stellen konkurrieren.«⁵⁶ Eine Nachwuchswissenschaftlerin resümierte Anfang der 1990er Jahre, dass Männer in ihrem Fach bei der Rekrutierung des sog. »Nachwuchses« deutlich stärker gefördert würden als Frauen: »[...] bei dem Ziehen von Leuten fand ich schon sehr deutlich, daß die Männer bevorzugt waren, [...] daß das dann sowieso schon mehr die Männer sind, die zu den persönlichen Zöglingen gehören.«⁵⁷

Kieler Dozentinnen beschrieben in den 1980er und 1990er Jahren ihren Exotinnenstatus und ihre Außenseiterinnenrolle, so eine Professorin, die 1985 erzählte, dass ihre Kollegen sich regelmäßig getroffen hätten und sie überlegte, ob sie überhaupt an diesen Abenden teilnehmen solle: »Ich hatte das Gefühl, da zu stören, und ich habe dann auch gestört«⁵⁸, denn nach ihrem Erscheinen wurden diese Kollegentreffen nicht mehr fortgesetzt. Zwar habe sie die Atmosphäre als von großer Höflichkeit geprägt gesehen, aber Kritik an ihren Kollegen habe sie kaum zu äußern gewagt: »Kritik von Frauen trifft sie [= die Männer] härter als von einem Mann. Die Stimmung wird gereizter.«⁵⁹ Zudem beobachtete sie, dass ihre Mitarbeiter ungern zugaben, dass sie eine Chefin hatten – der Reputationsverlust, der damit einherging, stand mithin auch dem wissenschaftlichen Nachwuchs deutlich vor Augen. Bei Gremiensitzungen wurden ebenfalls von Involvierten diskriminierende Verhaltensweisen dahin-

gehend festgestellt, dass Wortbeiträge von Frauen häufiger unbeachtet blieben oder »enteignet« wurden, weil Kollegen bereits von Frauen vorgebrachte Argumente aufgriffen, sich zu eigen machten, ohne das »Copyright« des Gedankengangs zu achten.⁶⁰ Derlei Beispiele ließen sich noch vermehren, doch insgesamt kann davon ausgegangen werden, dass noch in den 1990er Jahren die Situation von Wissenschaftlerinnen an der CAU nicht unbedingt ermutigend war.

Erst für die vergangenen wenigen Jahre kann tatsächlich für die CAU von einem Wandel gesprochen werden: Waren 1996 bei den Professuren (C3 und C4) immer noch nur etwas mehr als 5 % von Frauen besetzt, steigerte sich diese Quote bis 2004 auf immerhin 10 % – womit die CAU aber immer noch hinter dem Bundesdurchschnitt blieb.⁶¹ Schrittweise holte die CAU nun nach, was sie in den vergangenen Jahrzehnten versäumt hatte, so dass, wie bereits erwähnt, im Jahr 2014 16 % der Professorenschaft weiblichen Geschlechts ist. Dies ist sicherlich als Fortschritt zu bewerten, wenn auch ein vergleichsweise geringer und später. Die traditionell konservative Ausrichtung der Kieler Universität mag dazu beigetragen haben, dass Frauen hier im Vergleich zu anderen bundesdeutschen Universitäten bis heute weniger in Führungspositionen präsent sind. Zu nennen sind aber auch die Langzeitfolgen jener Versäumnisse der 1960er und 1970er Jahre, als Kiel, anders als andere Universitäten, nicht die ersten Frauen in Machtpositionen berief, die von dort aus Strukturentscheidungen zugunsten von Frauen hätten durchsetzen und zugleich als Vorbilder für den weiblichen Kieler Nachwuchs hätten fungieren können. Akkumulierte Innovationsträgheit mag für die heutige Rückständigkeit daher mitverantwortlich sein.

Frauenförderung und Frauenforschung in Kiel

Will man aber erklären, warum es in Kiel in der Vergangenheit dennoch zu Steigerungen des Studentinnen-, dann des Dozentinnen- und letztlich auch des Professorinnenanteils und zu einem wachsenden Problembewusstsein in Frauen- und Genderfragen kam, so kann der Blick auf jene Institutionen gelenkt werden, die diesen Prozess aktiv vorangetrieben haben: Im Wintersemester 1979/80 richtete zunächst der Allgemeine Studierendenausschuss (AStA) der Universität Kiel ein Frauenreferat ein, das sich bei Fragen der Frauenförderung, aber auch bei Themen wie sexueller Gewalt gegen Frauen engagiert ein-

schaltete, feministische Ringvorlesungen veranstaltete und eine Frauen-Bibliothek aufbaute. Bereits seit Mitte der 1970er Jahre hatten sich zudem informelle Frauengruppen und -arbeitskreise gebildet, wie etwa die AG Frauenbild in den Rechtswissenschaften oder der Frauenliteraturkreis der Nordistinnen. Auf der institutionellen Ebene trat 1991 ein entscheidender Wandel ein, da nun eine hauptamtliche »Frauenbeauftragte« (später umbenannt zu »Gleichstellungsbeauftragte«) frauenspezifische Themen bearbeitete und seitdem Einfluss etwa auf Berufungsverfahren nehmen konnte. 1995 verabschiedete der Senat der CAU die Frauenförderungsrichtlinien, die »die Beseitigung der für Frauen bestehenden strukturellen Benachteiligungen, die Erhöhung des Frauenanteils an der gesamten Hochschule in höherqualifizierten Aufgabenbereichen«⁶² und des Studentinnenanteils in Fächern, die bisher kaum von Frauen frequentiert wurden, sowie die bessere Vereinbarkeit von Studium und Elternschaft zu Zielen der Universitätspolitik erklärten. Durch die Richtlinien war nun festgelegt, dass die jeweiligen Frauenbeauftragten an Berufungsverfahren beteiligt werden mussten, dass mindestens eine Wissenschaftlerin in den Berufungskommissionen Sitz und Stimme haben musste und dass auch unter den Gutachtern Wissenschaftlerinnen vertreten sein sollten. Zudem hatten die Fächer nun aktiv nach Bewerberinnen zu fahnden und potenzielle Kandidatinnen auf die Ausschreibung hinzuweisen. Darüber hinaus mussten seitdem Frauen, die die gleiche fachliche Qualifikation wie ihre Mitbewerber aufweisen, vorrangig zum Probevortrag eingeladen werden. So stand es zumindest nun auf dem Papier.

Mit den Neuerungen reagierten die Leitungsgremien der CAU auf einen Druck, der zum einen von politischer Seite aus aufgebaut worden war, hatte doch das neue schleswig-holsteinische Hochschulgesetz von 1990 nicht nur die Einstellung einer Frauenbeauftragten, sondern generell die Frauenförderung in seine Bestimmungen aufgenommen sowie die Einrichtung eines Zentralen Frauenausschusses vorgegeben, der für die Erarbeitung von Frauenförderplänen zuständig war und die Etablierung von genderbezogenen Forschungsvorhaben voranzutreiben hatte.⁶³ Hinzu kam aber zum anderen gesellschaftlicher Druck, der insbesondere von der Neuen Frauenbewegung seit den 1970er Jahren ausgeübt wurde, die vehement für eine bessere Repräsentation von Frauen im Wissenschaftssystem gekämpft hatte. Vor dieser Folie lässt sich auch die 1996 an der CAU in Kraft getretene Dienstvereinbarung zur Regelung von Maßnahmen gegen sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz interpretieren.

Allerdings ist zu hinterfragen, ob den Ankündigungen tatsächlich auf allen Ebenen Taten folgten, denn interne Statistiken, die den »Erfolg« der Frauenförderung messen sollten, spiegeln wider, dass man bis 2000 den Zielen nicht in allen Fakultäten näher gekommen bzw. sogar wie an der Technischen Fakultät ein Rückschritt zu verzeichnen war.⁶⁴ Zu den Fortschritten zählte, dass zwischen 1995 und 2000 die Absolventinnenzahlen ebenso stiegen wie der Frauenanteil an den Promotionsstellen, den Promotionen und Habilitationsstellen. Doch auf den oberen Ebenen waren Erfolge kaum messbar. Es fiel dem Bericht zur Frauenförderung der CAU dementsprechend schwer, die Steigerung von 16 C3- und C4-Professorinnen (1996) auf 19 (2000) als Erfolg zu deklarieren, schließlich waren in diesem Zeitraum 77 Professuren neu besetzt worden. Der Befund von Angelika Wetterer, im Bereich der universitären Frauenförderung habe sich eine Schere zwischen der rhetorischen Präsenz des Themas einerseits und der faktischen Marginalität desselben andererseits entwickelt, kann auch auf Kiel angewendet werden.⁶⁵

Von Interesse ist, ob die zunehmende Präsenz von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der CAU auch einen Widerhall in den Themen der Lehrveranstaltungen fand, wie dies seit den 1970er Jahren an vielen bundesdeutschen Hochschulen der Fall war, wo sich immer mehr Seminare frauen- bzw. geschlechterbezogenen Themen widmeten.⁶⁶ Eine systematische Durchsicht der Vorlesungsverzeichnisse der CAU ergab, dass in Kiel erstmals 1976/77 Frauen- und Geschlechterthemen Eingang in die Lehre fanden, als ein Dozent der Nordistik ein Proseminar zur *Frauenfrage in der skandinavischen Literatur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts* anbot. In den folgenden 20 Semestern wurde jeweils an der gesamten Universität im Durchschnitt etwa eine Lehrveranstaltung pro Semester zu einem frauen- und geschlechterspezifischen Thema abgehalten, die Volkskunde, die Pädagogik, die Soziologie und die Psychologie können zu den engagierteren Fächern gezählt werden. Eine institutionelle Absicherung der Frauenforschung ließ allerdings auf sich warten: Noch 1991 beschwerten sich mehrere Mitarbeiterinnen der CAU in einem Schreiben an den zuständigen Staatssekretär im Bildungsministerium, dass »der Universität Kiel bisher keine einzige Stelle für Frauenforschung zugeteilt wurde. Soweit Frauenforschungsthemen von Wissenschaftlerinnen dieser Universität bearbeitet werden, geschieht dies bisher fast ausschließlich »nebenbei« oder in Auftragsarbeiten« – die CAU sei in Hinblick auf die Frauenforschung ein

»Entwicklungsland«⁶⁷. In der Folgezeit wurde diese Kritik aufgegriffen, u. a. wurde im Wintersemester 1991 / 92 das Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung (ZIF) ins Leben gerufen, das als seine Aufgaben die »Konzeption und Durchführung interdisziplinärer und innovativer Forschungsprojekte, die Platzierung neuer Forschungsschwerpunkte und die Vernetzung mit der internationalen Frauen- und Geschlechterforschung«⁶⁸ definierte. In Form von eigenen Forschungsprojekten und internationalen Symposien wurden nun Geschlechterkonstruktionen und -verhältnisse auch an der CAU an einem separaten Zentrum wissenschaftlich analysiert. Die bereits erwähnten Frauenförderungsrichtlinien sahen aber auch die dezentrale Institutionalisierung von Frauenforschung in den wissenschaftlichen und zentralen Einrichtungen sowie den angeschlossenen Instituten vor.⁶⁹ Methoden und Inhalte der Frauen- und Geschlechterforschung sollten nun »feste Bestandteile von Lehre und Forschung an der CAU werden«⁷⁰. Allerdings ist auch hier eine schleswig-holsteinische Minderanstrengung nicht von der Hand zu weisen: Von den insgesamt 146 Professuren für Frauen- und Geschlechterforschung, die im Jahr 2014 in der Bundesrepublik bestehen, sind gerade einmal zwei im nördlichsten Bundesland verortet.⁷¹ Ob die akkumulierte Innovationsträgheit der CAU tatsächlich der Vergangenheit angehört und sich die in den letzten wenigen Jahren gemachten Fortschritte in puncto Frauenförderung verstetigen werden, ist mithin eine noch offene Frage.

Anmerkungen

- 1 Ich danke jenen Kolleginnen und Kollegen, die mir bei meinen Recherchen für diesen Beitrag zahlreiche Fragen beantworteten und Hintergrundinformationen zur Verfügung stellten. Zu besonderem Dank bin ich der Leiterin der Stabsstelle Gleichstellung, Diversity und Familie der CAU, Frau Dr. Iris Werner, verpflichtet. Außerdem hat mir Rainer S. Elkar eine frühe Fassung seines Beitrages über Studierende an der CAU zur Verfügung gestellt, in dem umfangreiche Informationen zur Lage von Studentinnen enthalten waren, von denen einige in diesen Beitrag eingeflossen sind.
- 2 CAU Kiel, Statistische Eckdaten.
- 3 Diese und folgende Zahlenangaben, wenn nicht anders angegeben, sind Ergebnisse der universitätsinternen statistischen Erhebung, die von der Stabsstelle Gleichstellung zur Verfügung gestellt wurden.
- 4 Zu ihrer Amtszeit siehe ihren Bericht, Peschel, Rückblick.
- 5 CAU Kiel, Überblick über die Fakultäten, unter: <http://www.uv.uni-kiel.de/de/fakultaten/> (letzter Zugriff: 25.10.2014).
- 6 Unterlagen der Frauenbeauftragten der CAU, Bericht; Unterlagen der Frauenbeauftragten der CAU, Senatsvorlage.

- 7 Bundesdeutsche Zahlen aus Statistisches Bundesamt, Pressemitteilung Nr. 235.
- 8 Hausen, Männer, S. 35.
- 9 Siehe die entsprechenden Angaben bei CAU Kiel, Statistik Sommersemester 2014 beide Geschlechter sowie CAU Kiel, Statistik Sommersemester 2014 Frauen.
- 10 Unterlagen der Gleichstellungsbeauftragten der CAU, Statistik.
- 11 In den Jahren zuvor hatte der Anteil der Frauen unter den Bewerbern, die auf Platz 1 gelandet waren, deutlich geschwankt (2001: 6 %; 2002: 14,3 %; 2003: 0 %), war aber in der Regel ebenso deutlich unterhalb ihres Anteils am Bewerberfeld geblieben. Bei den weniger prestigeträchtigen C3-Professuren lag der Anteil von Frauen, die es auf den ersten Listenplatz schafften, etwas höher.
- 12 Siehe dazu Wetterer, Noch einmal.
- 13 Baumann, Bericht, S. 9.
- 14 Zitiert nach Geenen, Blockierte Karrieren, S. 98.
- 15 Nüsslein-Vollhard, Affirmative Actions.
- 16 Statistisches Bundesamt, Pressemitteilung Nr. 223.
- 17 Zum internationalen Vergleich siehe Costas, Diskurse.
- 18 Zahlen aus Mertens, Entwicklung, S. 6. Durch den Beginn des Frauenstudiums konnten Frauen nun auch in Deutschland promovieren, zuvor war hierfür der Umweg über das Ausland der gängige Weg gewesen. Auch für das Staatsexamen für das höhere Lehramt ließ man Frauen zu, in Preußen beispielsweise 1905.
- 19 Graph berechnet für die Zeit bis inkl. 1995 nach Lundgreen, Berufliche Schulen, S. 262; für die Zeit ab 2000 nach den Daten des Statistischen Bundesamts, Studierende. Die Angaben vor und jene nach 2000 erfolgen auf unterschiedlicher Berechnungsgrundlage und sind nur bedingt vergleichbar.
- 20 Zur Geschichte des Frauenstudiums in Kiel siehe Boehlke, Frauenstudium; Fischer, Anfänge; Schlotfeldt-Schäfer, Frauenstudium. Die folgende Darstellung orientiert sich für die Zeit bis 1918 vor allem an der Studie von Fischer. Für die gesamte Zeit siehe insbesondere den Beitrag zu den Studierenden von Rainer S. Elkar in diesem Band.
- 21 Dies und folgendes Zitat zitiert nach Fischer, Anfänge, S. 42. Zur Haltung der deutschen Professorenschaft zum Frauenstudium im Allgemeinen siehe Glaser, Vorurteile.
- 22 Dies aus einem Schreiben, das erst ein Jahr nach der Befragung aufgesetzt wurde, zitiert nach Fischer, Anfänge, S. 43.
- 23 Ausführlich zu den Hospitantinnen und zur Haltung der einzelnen Fakultäten: Schlotfeldt-Schäfer, Frauenstudium, S. 24-28, 39-42, 49-55, hieraus auch die folgenden Zahlen.
- 24 Busolt, o.T., S. 185.
- 25 Irmgard Schlotfeldt-Schäfer gibt dagegen an, erst 1910 sei mit Clara Pietrowski die erste Frau an der Medizinischen Fakultät promoviert worden (S. 64). Dies mag daran liegen, dass Malita von Rundstedt als Gasthörerin und nicht als immatrikulierte Studentin promovierte. Bis 1916 sind 48 Dissertationen von Frauen in Kiel angenommen worden.
- 26 Schreiben von Julie Eichholz, Vorsitzende des Verbandes der Norddeutschen Frauenvereine, 1907 an das Konsistorium der CAU, zitiert nach Schlotfeldt-Schäfer, Frauenstudium, S. 31.
- 27 Immatrikulationsstatistiken aus Statistisches Landesamt Schleswig-Holstein, Beiträge, S. 65-67.
- 28 Zahlen bei Fischer, Anfänge, S. 59.
- 29 Zur Zeit der Weimarer Republik und dem Nationalsozialismus siehe vor allem die Ausführungen von Rainer S. Elkar in diesem Band sowie Boehlke, Frauenstudium. Aus beiden Darstellungen auch das hier angegebene Zahlenmaterial.
- 30 Siehe dazu Schlotfeldt-Schäfer, Frauenstudium, S. 61.

- 31 Folgendes v. a. nach Boehlke, Frauenstudium; hier auch, falls nicht anders angegeben, das Zahlenmaterial für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, teilweise korrigiert anhand Statistisches Landesamt Schleswig-Holstein, Beiträge, S. 65-67.
- 32 Schlotfeldt-Schäfer, Frauenstudium, S. 75.
- 33 Zur Habilitation von Frauen siehe Wobbe, Aufbrüche. Die in der Forschung angegebenen Zahlen zu den Habilitationen von Frauen unterscheiden sich deutlich, hier wurde das Datenmaterial von Anne Schlüter zugrunde gelegt (Schlüter, Nachkriegsprofessorinnen, S. 456/457).
- 34 Eigene Berechnungen anhand der Daten in Statistisches Bundesamt, Pressemitteilung Nr. 203.
- 35 Entwurf eines Antwortschreibens der Medizinischen Fakultät, 1907, zitiert nach Schlotfeldt-Schäfer, Frauenstudium, S. 71/72.
- 36 Ebd., S. 73.
- 37 Statistische Zusammenstellung aus: Organista, Vorurteil, S. 51; siehe außerdem Geenen: Blockierte Karrieren, S. 198-200.
- 38 Interviewaussage, zitiert nach Boehlke, Frauenstudium, S. 52.
- 39 Zum Stand im Jahr 1953 siehe Lorenz, Entwicklung.
- 40 Zur Nachkriegszeit siehe Budde, Paredefrauen, bes. S. 185-191; Schlüter, Nachkriegsprofessorinnen.
- 41 Schlüter, Nachkriegsprofessorinnen, S. 457.
- 42 Schmerl/Bock/Braszeit: Innenansichten, S. 172; siehe dazu auch Kahlert, Wissenschaft.
- 43 Letztere Zahl aus Müller/Stein-Hilbers, Arbeitsplatz, S. 488. Zur Entwicklung seit den 1980er Jahren siehe Kraiss, Einleitung.
- 44 Biographische Informationen zu den ersten Wissenschaftlerinnen an der CAU aus: Bohn u. a., Wissenschaftlerinnen; Organista, Vorurteil, S. 12-39.
- 45 Interviewaussage, zitiert nach Boehlke, Frauenstudium, S. 13.
- 46 Bohn u. a., Wissenschaftlerinnen, S. 52.
- 47 Lorenz, Entwicklung, S. 13, 30.
- 48 LASH, Abt. 811, Nr. 12286; Die Kultusministerin entschied.
- 49 Zur quantitativen Entwicklung des Frauenanteils an den verschiedenen Statusgruppen seit den späten 1970er Jahren siehe Geenen, Blockierte Karrieren, S. 26-31, 194-211.
- 50 Anger, Probleme, S. 478, 489.
- 51 Ebd., S. 469-477.
- 52 Aussage eines interviewten Professors 1960, zitiert nach Anger, Probleme, S. 471.
- 53 Siehe dazu Geenen, Blockierte Karrieren. Zu den Erfahrungen von Wissenschaftlerinnen in der Bundesrepublik in den 1980er Jahren siehe Schmerl/Bock/Braszeit, Innenansichten. Siehe zum geschlechtsspezifischen Habitus im Sinne Bourdieus auch Kraiss, Feld.
- 54 Zitiert aus einem anonymisierten Interview aus Boehlke, Frauenstudium, S. 65.
- 55 Zitiert aus einem anonymisierten Interview aus ebd., S. 65.
- 56 Quote bleibt Ziel.
- 57 Zitiert aus einem anonymisierten Interview aus Geenen, Blockierte Karrieren, S. 41/42.
- 58 Zitiert aus einem anonymisierten Interview aus Boehlke, Frauenstudium, S. 63.
- 59 Zitiert aus einem anonymisierten Interview aus ebd., S. 64.
- 60 Geenen, Blockierte Karrieren, S. 159-163.
- 61 Unterlagen der Gleichstellungsbeauftragten der CAU, Statistik.
- 62 Unterlagen der Gleichstellungsbeauftragten der CAU, Frauenförderungsrichtlinien, hier in der vom Senat am 12.7.1994 verabschiedeten Form.
- 63 Gesetz über die Hochschulen im Lande Schleswig-Holstein in der Fassung vom 28.2.1990.

- 64 Unterlagen der Frauenbeauftragten der CAU, Bericht; Unterlagen der Frauenbeauftragten der CAU, Senatsvorlage. In positiverem Ton gehalten die veröffentlichte Variante: Drawing, Aktuelle Daten.
- 65 Wetterer, Noch einmal. Siehe dazu auch Baer, Interventionen.
- 66 Zur Frauen- und Geschlechterforschung siehe Kahlert, Wissenschaft.
- 67 Unterlagen der Gleichstellungsbeauftragten der CAU, Schreiben [anonymisiert].
- 68 Siehe dazu Landeskonferenz der Hochschulbeauftragten Schleswig-Holsteins, Geschlechterforschung, S. 8-24, 63-68.
- 69 Unterlagen der Gleichstellungsbeauftragten der CAU, Frauenförderungsrichtlinien, hier in der vom Senat am 12.7.1994 verabschiedeten Form.
- 70 Ebd.
- 71 Genderprofessuren, S. 890.

Ungedruckte Quellen

CAU Kiel, Statistik Sommersemester 2014 beide Geschlechter, online unter: <http://www.uni-kiel.de/ueberblick/statistik/gusdat/spst/ss2014/52-ss2014-gesamt.pdf> (letzter Zugriff: 25.10.2014); CAU Kiel, Statistik Sommersemester 2014 Frauen, online unter: <http://www.uni-kiel.de/ueberblick/statistik/gusdat/spst/ss2014/52-ss2014-weibl.pdf> (letzter Zugriff: 25.10.2014); CAU Kiel: Statistische Eckdaten, online unter: <http://www.uni-kiel.de/ueberblick/statistik/eckdaten.shtml> (letzter Zugriff: 25.10.2014); CAU Kiel, Überblick über die Fakultäten, online unter: <http://www.uv.uni-kiel.de/de/fakultaten/> (letzter Zugriff: 25.10.2014); Landesarchiv Schleswig-Holstein (LASH), Abt. 811, Nr. 12286; Nüsslein-Vollhard, Christiane: Affirmative Actions sind immer gut. Interview 1998, online unter: http://d.pcnews.at/_pdf/n740018.pdf (letzter Zugriff: 12.11.2014); Statistisches Bundesamt, Pressemitteilung Nr. 203 vom 19.6.2013, online unter: https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2013/06/PD13_203_213.html (letzter Zugriff: 12.11.2014); Statistisches Bundesamt, Pressemitteilung Nr. 223 vom 24.06.2014, online unter: https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2014/06/PD14_223_213.html (letzter Zugriff: 25.10.2014); Statistisches Bundesamt, Pressemitteilung Nr. 235 vom 11.7.2013, online unter: https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2013/07/PD13_235_213.html (letzter Zugriff: 25.10.2014); Statistisches Bundesamt, Studierende, online unter: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/Indikatoren/LangeReihen/Bildung/Irbil01.html> (letzter Zugriff: 25.10.2014); Unterlagen der Frauenbeauftragten der CAU, Bericht über die Umsetzung und Einhaltung des Frauenförderplans des Senats der CAU zu Kiel; Unterlagen der Frauenbeauftragten der CAU, Frauenförderungsrichtlinien des Senates der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (gemäß § 33 Abs.1 i. V. m. § 34 HSG). Verabschiedet vom Senat der CAU auf seinen Sitzungen vom 12.7.1994, 16.4.1996 und 21.5.1996; Unterlagen der Frauenbeauftragten der CAU, Senatsvorlage Berichtspflicht 9-2000; Unterlagen der Gleichstellungsbeauftragten der CAU, Schreiben [anonymisiert] vom 22. 8.1991; Unterlagen der Gleichstellungsbeauftragten der CAU, Statistik zur Feststellung der Geschlechterverteilung in verschiedenen Strukturen der CAU, Stand: 31.12.2004.

Gedruckte Quellen

Anger, Hans: Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Dozenten, Tübingen 1960; Baumann, Urs: Bericht zur Lage der deutschsprachigen Psychologie 1994 – Fakten und Perspektiven. In: Psychologische Rundschau 46 (1995), S. 3-17; Busolt, Georg: o.T. In: Die akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium

und Berufe, hrsg. von Arthur Kirchhoff, Berlin 1897, S. 185; Die Kultusministerin entschied gegen Uni-Empfehlung: Zum ersten Mal eine Frau auf C4-Professur an der Uni berufen. In: Kieler Nachrichten, 10.5.1989; Gesetz über die Hochschulen im Lande Schleswig-Holstein in der Fassung vom 28. Februar 1990. In: Gesetz- und Verordnungsblatt für Schleswig-Holstein 1990, S. 85-123; Landeskongress der Hochschulbeauftragten Schleswig-Holsteins: Geschlechterforschung und Chancengleichheit, Kiel 1998; Lorenz, Charlotte: Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte an den wissenschaftlichen Hochschulen Deutschlands, Berlin 1953; Peschel, Karin: Rückblick auf meine Zeit als Rektorin der CAU. In: uni-live-gespräche im Wintersemester 2010/11, S. 9-18; Quote bleibt Ziel. Uni-Frauenbeauftragte Jutta Dalhoff wechselt ins Ministerium. In: Kieler Nachrichten, 29.3.1997; Statistisches Landesamt Schleswig-Holstein (Hrsg.): Beiträge zur historischen Statistik Schleswig-Holsteins, Kiel 1967.

Darstellungen

Baer, Susanne: Interventionen in der Akademie. »Gleichstellung« in der Wissenschaft im 21. Jahrhundert. In: Das Geschlecht der Wissenschaft. Zur Geschichte von Akademikerinnen im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. von Ulrike Auga u. a., Frankfurt a. M. / New York 2010, S. 91-109; Boehlke, Kirstin: Frauenstudium an der CAU zu Kiel vor dem Hintergrund des Frauenstudiums in Deutschland. Eine Skizze, Kiel 1985; Bohn, Ingrid u. a.: Wissenschaftlerinnen an der Christiana Albertina. Zu den Lebens- und Arbeitszusammenhängen der ersten Kieler Hochschullehrerinnen – Fragestellungen und biographische Skizzen. In: Demokratische Geschichte 14 (2001), S. 15-54; Budde, Gunilla-Frederike: Paradedamen. Akademikerinnen in Ost- und Westdeutschland. In: Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945, hrsg. von ders., Göttingen 1997, S. 183-211; Costas, Ilse: Diskurse und gesellschaftliche Strukturen im Spannungsfeld von Geschlecht, Macht und Wissenschaft. Ein Erklärungsmodell für den Zugang von Frauen zu akademischen Karrieren im internationalen Vergleich. In: Frau Macht Wissenschaft. Wissenschaftlerinnen gestern und heute, hrsg. von Immacolata Amodeo, Königstein im Taunus 2003, S. 157-182; Drewing, Lesley: Aktuelle Daten zur Entwicklung der Frauenanteile auf den verschiedenen Ebenen der Kieler Universität. In: Frauenkarrieren in der Wissenschaft – geplantes Risiko oder riskanter Plan? Tagungsbeiträge, hrsg. vom Deutschen Hochschullehrerinnenbund, Berlin 2001, S. 11-13; Elkar, Rainer S.: Beteiligung und Verantwortung – Ausschnitte einer studentischen Geschichte zu Kiel. Beitrag in diesem Band; Fischer, Thomas Erdmann: Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Das Beispiel der Universität Kiel, Trier 1996; Geenen, Elke M.: Blockierte Karrieren. Frauen in der Hochschule, Opladen 1994; Genderprofessuren. Aktuelle Debatten. In: Forschung & Lehre 11 (2014), S. 890-891; Glaser, Edith: »Sind Frauen studierfähig?« Vorurteile gegen das Frauenstudium. In: Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart, hrsg. von Elke Kleinau und Claudia Opitz, Frankfurt a. M. / New York 1996, S. 299-309; Hausen, Karin: Warum Männer Frauen zur Wissenschaft nicht zulassen wollten. In: Wie männlich ist die Wissenschaft?, hrsg. von ders. und Helga Nowotny, Frankfurt a. M. 1986, S. 31-40; Kahlert, Heike: Wissenschaft in Bewegung. Frauenstudien und Frauenforschung in der BRD. In: Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart, hrsg. von Elke Kleinau und Claudia Opitz, Frankfurt a. M. / New York 1996, S. 517-533; Kraus, Beate: Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse. Theoretische Sondierungen. In: Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt, hrsg. von ders., Frankfurt a. M. / New York 2000, S. 31-54; Dies.: Einleitung. Die Wissenschaft und die Frauen. In: Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt, hrsg. von ders., Frankfurt a. M. / New York 2000, S. 9-29; Lundgreen, Peter: Berufliche Schulen und

Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland 1949–2001, Göttingen 2008; Mertens, Lothar: Die Entwicklung des Frauenstudiums in Deutschland bis 1945. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 28 (1989), S. 3-12; Müller, Ursula/Stein-Hilbers, Marlene: Arbeitsplatz Hochschule – kein Platz für Frauen? In: *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart, hrsg. von Elke Kleinau und Claudia Opitz, Frankfurt a. M./New York 1996, S. 487-496; Organista, Sarah: Zwischen Vorurteil und Selbstverständnis. Die gesellschaftliche Stellung von Akademikerinnen an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel zwischen 1935 und 1975, Bachelorarbeit, vorgelegt an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Juli 2011; Schlotfeldt-Schäfer, Irmgard: *Das Frauenstudium in Kiel unter besonderer Berücksichtigung der Medizin*, Kiel 1981; Schlüter, Anne: Die ersten Nachkriegsprofessorinnen und die Situation von Wissenschaftlerinnen bis in die siebziger Jahre. In: *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart, hrsg. von Elke Kleinau und Claudia Opitz, Frankfurt a. M./New York 1996, S. 449-464; Schmerl, Christiane/Bock, Ulla/Braszeit, Anne: Innenansichten vom Herrenhaus. Frauen im Gebäude der Wissenschaft. In: *Frauen an den Universitäten. Zur Situation von Studentinnen und Hochschullehrerinnen in der männlichen Wissenschaftshierarchie*, hrsg. von dens., Frankfurt a. M./New York 1983, S. 170-206; Wetterer, Angelika: Noch einmal. Rhetorische Präsenz – faktische Marginalität. Die kontrafaktischen Wirkungen der bisherigen Frauenförderung im Hochschulbereich. In: *Gleichstellungspolitik als Element innovativer Hochschulreform*, hrsg. von Lydia Plöger und Birgit Riegraf, Bielefeld 1998, S. 18-34; Wobbe, Theresa: Aufbrüche, Umbrüche, Einschnitte. Die Hürde der Habilitation und die Hochschullehrerinnenlaufbahn. In: *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart, hrsg. von Elke Kleinau und Claudia Opitz, Frankfurt a. M./New York 1996, S. 342-353.